



Meine
Vaterstadt Reval
vor 50 Jahren.

Von
G. Sprengfeld.

Willt du, Book, unner de Lüde gahn,
So gah to de, de Spaß verstahn.

Dorpat, 1877.

Druck und Verlag von Schnakenburg's litho- & typogr. Anstalt.

Kleine Vaterstadt Reval

vor 50 Jahren.

~~~~~  
Von

**G. Sprengfeld.**

Willt du, Boof, unner de Lüde gahn,  
So gah to de, de Spaß verstahn.

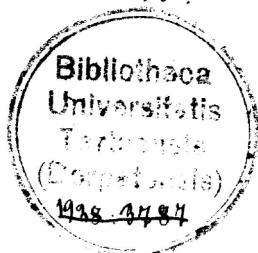
~~~~~  
Dorpat.

Druck und Verlag von Schnakenburg's litho. & typogr. Anstalt.

—
1877.

Von der Censur erlaubt. — Dorpat, den 17. Juli 1877.

2t.



2839

Willt du, Book, unner de Lüde gahn,
So gah to de, de Spaß verstahn.

Unter dieser kurzen Vorrede mag das eine Nach-
rede gar nicht begehrende Büchlein in die Welt
wandern, — und in heiterer Erinnerung an seine
Jugendzeit hat diese alten Geschichten allen braven

Alten und Jungen Revals

in treuer Anhänglichkeit an die Heimath

gewidmet

der Verfasser.

Unpartheilichkeit soll mich bei den nachfolgenden Darstellungen und Betrachtungen von Zuständen Revals aus älterer Zeit leiten, und möglichste Wahrheit soll bei der Erzählung der Ereignisse, wie sie sich seit der Jugend tief dem Gedächtniß eingeprägt haben, eifrig erstrebt werden. — Reval hat seinen Namen von dem dänischen Worte Revel, das ist zu deutsch: Riff. Sein sicherer Hafen ist in der That auch von vielen Riffen umgeben. Möge nun mein Fahrzeug nicht bald hie bald da an einen Riff anstoßen. Darum, Steuermann, paß Achtung!

Wer von meinen lieben Landsleuten kann sich wohl der ersten Eindrücke von der schönen Lage Revals, von dem Ernst seiner Mauern und der Erhabenheit seiner Kirchthürme deutlich erinnern? Allmählig und nur in den Jahren geistiger Reise ist in uns das Verständniß für diese Vorzüge der Vaterstadt erwacht. — Reval, einst im Mittelpunkte des großen hanfischen Verkehrs, zwischen West und Ost, lag in der Zeit meiner Jugend im verborgensten Winkel der baltischen Provinzen, kaum eine Vorstadt von Petersburg, das ihm seine Bedeutung vollens genommen zu haben schien. Wie selten wurde ein Fremder hieher verschlagen! Wer berichtete etwas über die herrliche Lage der Stadt und des Doms, über die vielen reizenden Umgebenden! Wir

allein nur konnten uns des Genusses erfreuen. Die ehrwürdigen 500jährigen grauen Mauern und Thürme beengten uns nicht. Nein, sie wurden uns ein theurer Gürtel, geschenkt von den braven Altvordern. Und sind unsere Kirchen in ihrer erhabenen Einfachheit nicht unsere theuersten Kleinodien, um die uns so manche Stadt beneidet und deren Anblick jeden aus der Ferne nach langer Abwesenheit zurückkehrenden Sohn Revals, dem das Herz noch auf dem rechten Flecke sitzt, mit Freude, mit Begeisterung, mit Andacht erfüllt! Wandern wir durch die Straßen der inneren Stadt und es tritt uns bald ein ehrwürdiges Communal-, bald ein altes, interessantes Privatgebäude entgegen. Alle diese erzählen von einer inhaltsreichen Geschichte ihrer Vorzeit.

Nähern wir uns von der Seeseite der Stadt, so bietet sie einen hübschen Anblick mit den weitausgedehnten Vorstädten und dem hohen Domberge; links dehnen sich im dunklen Laub die reizenden Landhäuser am katharinenthalschen Meeresufer bis zur Klosterne hin, wo einst Mönche und Nonnen die heilige Brigitta con amore verehrten. Wenn aber ein enthusiastischer Patriot die Bucht von Reval mit der von Neapel verglichen hat, so möchte ich trotz meines nicht zu unterschätzenden Patriotismus, ihm nicht ganz beistimmen, indem Capri, Procida und Ischia nur sehr entfernt an Nargen, Wulf und Karlos erinnern, auch unsere Fischer wenig den Neapolitanern gleichen mögten, und kein ewig drohender Besuv den Hintergrund schmückt, — es wäre denn der stets rauchende Eggerssche Kalkofen.

Zu Lande führten zwei Poststraßen nach Reval, die petersburgische und die rigasche. Die Poststationen wurden und werden noch jetzt von der Ritterschaft unterhalten, und die Pächter dieser Stationen — Post-

commissare oder Posthalter, auch Stationshalter benamset — hatten für die Weiterbeförderung der Post und der Reisenden Sorge zu tragen. Auf der petersburger Straße hatte ein solcher Posthalter, der alte Mland, sogar die vier Stationen von der Stadt bis Loop, und dies war die Strecke, auf der die Reisenden weder mit hinkenden noch scheuen Pferden expedirt wurden, und wo auch die Kategorie der Unterstationshalter nach ihrer Art recht artig und civilisirt war. Aber des alten Mland Regiment hatte am frebsreichen Loopstrom ein Ende, und weiter gelangte man in Gegende Ostlands, aus denen man nur langsam nach vielen Unterbrechungen, Unterlegungen und Unterhandlungen herauskam. Aber wie?! Die Herren Unterpostcommissare hatten den armen, durch die oft schlechten Wege auf rasselnden und stoßenden Postwagen mürrbe gefahrenen Reisenden im Wartezimmer der Station mit einem Gruß und Blick empfangen, der so viel bedeutete als: Fühle, kühner Wanderer, daß du nun ganz in meiner Gewalt bist! — Auf die bescheidene Frage nach Pferden erfolgte häufig die Antwort: „Sind keine nich.“ — „Wann werde ich Pferde zur Weiterfahrt bekommen?“ — „Nach 6 Stunden. Ferde sind auch müd', kamen ebenst von Hohenkreuz zurück. Drei müssen immer für Schtafett in Stall stehn. Und tenn werden auch adliche Herren von's Land gleich durchfahren, die haben immer Vorrecht!“ — „Nun da schlag das Donnerwetter drein! Wo ist der Posthalter selbst?“ Auf diese Frage folgte entweder ein stummer Rückzug des Untercommissars oder gemeinlicher die Antwort: „Er is auf Jagd“ oder „er fuhr in Nahwerschaft.“ War aber ein solcher Vicedespot der Station von impertinentesten Eltern, so gab er

am lichten Tage mit einem Anflug von Würde die Antwort: „Der Posthalter schläft. Ich mach' Alles! — Ich bin weit entfernt, dieses estnische Deutsch bei allen damaligen Untercommissaren vorauszusetzen, denn es sollen einige sogar ein richtiges und gebildetes Deutsch gesprochen haben, doch eine gewisse Neigung zur Grobheit war den Meisten ein eigenes, bedürftiges Gefühl und gehörte zum Geschäft. — Klagen konnte man bei den Unverschämtheiten jener Leute in ein im Wartezimmer befindliches Klagebuch bringen, doch da bewiesen sie sich sehr ungefällig bei Herbeischaffung von Tinte und Feder, und der arme Geräderte war glücklich, wenn er nach vielen unliebsamen Erörterungen statt der projectirten 6 Stunden mit einer oder zweien abkam, und sehnsvoll die Blicke auf den Weg zur nächsten Station richten konnte.

Am ausgebildetesten war in jener Zeit, und deshalb in Renommé, die Grobheit des Personals auf Warjel. Für Jagdliebhaber waren die schönen Jagdhunde auf dieser Station ein erfreulicher Anblick. Sie boten dem Gelandweilten Trost und Unterhaltung, sie schauten ihn so treuherzig an, die gespaltene Schnauze schnupperte nach einem Crisenzmittel und aus den klugen Augen sprach's: „Sterblicher, nimm nichts den Leuten unserer Umgebung übel. Sie sind aus zu grobem Teich. Sei du geduldig wie wir.“ Die guten Thiere kennen die Eitelkeit nicht, und darin liegt der wesentliche Unterschied, der sie von den Menschen trennt.

Estlands Landstraßen hat Mutter Natur meist mit festem Untergrund versehen. Nichtsdestoweniger wurden häufig Aufschüttungen nothwendig und diese wurden in der Mitte der Straße gemacht. Leider geschah aber die Wegeverbesserung immer im Sommer, und dann

wollte Niemand auf den gebesserten Wegen fahren. Wo möglich suchte man, um Pferde und Fuhrwerk zu schonen, einen Nebenweg zwischen Graben und Feld, oder man fuhr an den Seiten der Heerstraße. Der gemarterte Passagier nimmt aber dann stundenlang eine so schiefe Stellung ein, daß sich Milz, Leber und Nieren gar nicht wohl befinden können. Endlich gelangt er zu einem Pfosten, der mit Farben, die eigentlich gar nicht existiren, gestrichen ist, und liest: Wege- und Brückenbau-Ende. Gottlob! Aber des Märtyrers Blick fällt unmittelbar danach auf eine zweite nebenan-stehende Aufschrift und die besagt: Wege- und Brückenbau-Anfang. — Pater dolorosus, fasse dich! — Endlich nach drei Stunden qualvollster Tortur, um die mancher Inquisitionsrichter Eßland beneidet hätte, — rasche Anfahrt bei der Station. Man sucht sich zu vertreten, man will sich etwas Ruhe schenken. Diesmal aber stehen nach zehn Minuten die Pferde in Bereitschaft. Also weiter, rasch weiter! Die Landschaft bot nichts als Stoppelfelder, die mit jungen Birkenwaldungen wechselten. Trotz dessen aber dienernten von den vier Pferden die beiden äußersten fortwährend und neigten grüßend in eleganter Regelmäßigkeit die Köpfe. Von vier Postpferden konnten ja zwei hinken.

Viele Wege führen nach Reval. Außer den beiden Poststraßen, von der die petersburger seligen Andenkens seit Eröffnung der baltischen Eisenbahn unbeweint diese Erde verlassen, giebt es andere, wo der harmlose, nicht verwöhnte Reisende in Krügen bei Rauchgeruch, Schinken mit obligaten Ochsenaugen und Milchfreundliche Aufnahme fand. Ein Bauerfuhrwerk, Planwagen und seltener Plagewagen genannt, mit einer

gewissen Unbequemlichkeit, doch gemüthlich wie der Koffelkenner selbst, brachte manche Ergözllichkeit in eine solche Fahrt. Nie Aerger, wohl aber Höflichkeit gegen den „Sachsen.“ Die Bereitwilligkeit, ihn nach Vermögen auf das Beste aufzunehmen und unterzubringen, stellte diese Art Fahrten in einen grellen und oft poetischen Gegensatz gegen die Fahrten mit der Post.

Ärmere Leute machten die Reise nach Petersburg meist nur mit revalschen Fuhrleuten, die in ihren großen Frachtwagen gemüthliche, doch unglaublich kleine Räumlichkeiten für Passagiere eingerichtet hatten und in einem beneidenswerthen Zustande der Seelenruhe im Sommer volle acht Tage auf dem 50 Meilen langen Wege verbrachten. Die Schneemassen, die Gruben und die Kürze der Tage im Winter ließ sie bisweilen gegen drei Wochen dieselbe Strecke zurücklegen. Unter den Frachtfuhrleuten Revals erfreute sich besonders Michelsen eines bewährten Rufes, alle Passagiere verabredetermaßen wohlbehalten an Ort und Stelle abzusetzen. Aber auch dieser entschiedene Wagehals, der somit selbst zur Winterzeit die Thore unserer alten Stadt verließ, machte sich nach richtiger Fuhrmannsart nie des Montags auf die Reise.

Zu den ergözllichen Unbequemlichkeiten einer Winterreise gehörte unstreitbar das Umwerfen. Die gewöhnlichen Reisefibitken waren von so genialer Konstruktion, daß sie sich nach einigen Stunden Weges schon auf eine Seite hinneigten, wodurch die Insassen trotz aller mathematischen Berechnung, trotz aller Anwendung physikalischer Geseze von Zeit zu Zeit, leider aber in unregelmäßigen Zwischenräumen, somit ganz unberechenbar, auf der Seite lagen. Nachdem die übliche Ordnung in dem mit Kagoischen (Baß)

geschützten inneren Raume gründlich wieder hergestellt war, Menschen nebst Gepäck die ihnen gebührenden Plätze wieder eingenommen hatten und die Kibitze wieder auf beiden Sohlen stand, ging's eine Weile munter vorwärts bis sich ein zweiter Unfall ereignete. Aber die Neigung unserer Kibitze nach einer und derselben Seite nahm progressiv zu, und zwischen Petersburg und Reval warfen wir vierzehnmal um. Gottlob, wir blieben alle drei Reisecameraden beisammen. Keiner ging aus dem geschlossenen Raume verloren. Anders einmal als ich mit Frits H. in stiller Mondscheinnacht durch den Kollischen Wald auf einem kleinen, aber offenen und hohen Postschlitten fuhr. Wir saßen auf unseren Reisekoffern, und um den Sitz noch zu erhöhen und zur größeren Bequemlichkeit hatte jeder ein Kissen unter sich; ich zwar ein ledernes. Mein Bärenpelz war vor Alter oder vor Merger, daß man ihm gar keine Ruhe endlich gönnen wollte, so steif, daß er mich nicht mehr recht wärmte. Zum Glück aber war die Kälte nicht groß. Waldeinsamkeit, Mondschein und stille Nacht schläfernten uns ein. Unserem Beispiel folgte der Postillon, nur die Pferde erfüllten freiwillig ihre Pflicht, denn sie hatten es übernommen Postpferde zu sein und die haben ein Gewissen. Auf meinem hohen Schlassitz ohne Rücklehne muß ich einen aufregenden Traum gehabt haben, denn plötzlich erwache ich beim Gleiten von und mit meinem Ledersitz und — bardank! — liegt mein steifer Bärenpelz mit seinem ganzen Inhalt im tiefen Schnee. „Halt! Holla! Frits! Postimees!“ rufe ich mehrmals so laut, daß es durch den ganzen Wald schallt. Frits schläft sehr sanft, aber fest. Der Postillon schläft auch sehr sanft, aber fest. All' mein Rufen ist vergebens. Das Echo neckt

mich. Die Postglocken einförmig tönend weisen mir in stiller Melancholie die Richtung und ungefähre Entfernung meines unfreiwillig verlassenen hohen Sitzes. Ich machte es nun, wie es jeder Andere in meiner Walbeinsamkeit gemacht hätte. Ich stiefelte durch den, mir zur Chifane gefallenem sehr tiefen Schnee, das verhaßte Federkissen, dem ich alle Schuld der Trennung von meinem Freunde beimaß, unter dem Arm bis an die zwei Stunden fast. Da hörte ich aus der Entfernung Glockentöne, die sich allmählig näherten, und bald erreichte mich wieder der hohe Schlitten. Frits war glücklich in Rahhal angelangt und durch das Stehenbleiben der Pferde zugleich mit dem Postillon aus dem Schlaf der Gerechten erwacht. Aber nun der Schreck! „Summal rief der Postknecht,“ ich fuhr doch mit zwei Sachsen aus und einen einzigen bringe ich nur her.“ — „Schlafmüde du,“ schreit Frits ihn an, „trage rasch die Sachen in's Zimmer und fahre zurück. Ich sage dir, daß du mir den Herrn wiederbringst.“ So wurde ich denn aufgefunden und kam auch wohlbehalten in Rahhal an. Frits schloß diesmal nicht. Er war von Furcht geplagt, daß mir Wölfe eine unangenehme Ueberraschung hätten machen können. Meine Gegenwart schien ihn sehr zu erfreuen, wofür ich meinerseits dankte, aber so beiläufig hinwarf, daß sich Wölfe an meinen alten Bären niemals wagen würden. Mit einem „du bist und bleibst der alte Renommist“ trumpfte er mich ab. „Die Moral von der Geschichte ist, lieber Frits,“ unterbrach ich ihn rasch, denn wer weiß, was er noch gesagt hätte, — „man muß nie im Leben einen zu glatten und zu hohen Sitz einnehmen.“ — Ich bin vielleicht mit, vielleicht ohne mein Zuthun dem damaligen Ausspruch treugeblieben;

Fritz, ein hochbegabter, junger Mann, ruht schon seit Decennien in kühler Erde.

Wollte Jemand eine Reise machen, so nahmen die Vorbereitungen keine geringe Zeit in Anspruch und Abschiedsvisiten wurden auf Tod und Leben gemacht. Die Fahrten in's Ausland konnten nur von den Wohlhabendsten unternommen werden, und zwar meistens zu Wasser. Jährlich beim Beginn der Schifffahrt kam Kapitain Brinkmann mit seiner kleinen Lübeck'schen Brigg nach Reval und versorgte uns mit allen ausländischen Produkten, die wir im Laufe des Jahres brauchten. Mit diesem Segler gingen dann diejenigen jungen Leute, die eine weitere Aussicht als von den heimischen Kirchthürmen haben wollten, in die Ferne. Im Herbst brachte Brinkmann, oder in späteren Jahren sein Schwiegersohn Schwank, einen Theil jener Zugvögel wieder nach Hause zurück, aber nur einen Theil, denn wenn Papa's Tasche es gestattete, so zog man es vor, die Bildungsreise auf Jahre auszudehnen.

Als der Dampfer Storfurst im Jahre 1837 seine Fahrten zwischen Petersburg, Reval, Helsingfors, Abo und Stockholm begann und alle vierzehn Tage aus Reval nach Petersburg und retour fuhr, so meinte der in manchen Dingen ganz verständige Theil der alten Bürger, daß dies ein nutzloses Unternehmen sei, das sich nie und nimmer rentiren könne. Im nächstfolgenden Jahr schaffte sich die finnländische Gesellschaft einen zweiten Dampfer, den Menschikow, an. Nun wurde die Communication zwischen Reval und Petersburg allwöchentlich unterhalten und die Schiffe konnten bisweilen die große Menge der Passagiere kaum fassen. Bald darauf traten auch die Dampfer einer rigaschen Gesellschaft in Cours, und vier Schiffe unterhielten

wöchentlich die Verbindung zwischen den benachbarten Seestädten. Wie war unser guter, treuherziger Philister in seinen bisherigen Wahrnehmungen getäuscht, und die Fundamente seiner Philosophie gingen zu Wasser!

Die leichte Verbindung mit dem benachbarten Helsingfors führte zu gegenseitigen Besuchen und sehr heitere Gesellschaften machten häufig große Lustfahrten dorthin. Sechs Stunden Fahrt, und wir befanden uns in einem Lande, das mit dem unsrigen in keiner Weise eine Aehnlichkeit hatte. Unser alter staubiger, unsauberer Ort hätte dem jungen und schmucken Nachbar manche Lehre entnehmen können. Ein Stachel des Neides hätte sich regen können. Aber nein, wir wollten nichts entnehmen. Vor allem hätte die äußere Ordnung und die rege Thätigkeit dort einen nicht geringen Gegensatz bei uns erschauen lassen müssen. Aber nein, wir wollten nichts erschauen. Wir wollten uns still nach der Väter Weise des Lebens freuen. Unsere einflußreichen Männer konnten wirklich ganz zufrieden mit allen realischen Verhältnissen sein. Und sie waren es auch, — sie waren glücklich. In seinem Glück aber muß man keinen Menschen stören.

Von anderer Seite geschahen aner kennungswerthe Verbesserungen und Erleichterungen des Verkehrs als die Postdiligencen eingeführt wurden. Es mußte die Autokratie der menschenfreundlichen Postcommissare vor dem Machtwort der Condukteure erbleichen, wenn eine Kronsdiligence vorfuhr, die auch die Briefpost mit sich führte. Nur durch die Schuld unserer klimatischen Verhältnisse zeichnete sich im Frühjahr und im Herbst die Post durch die Zufälligkeit ihrer Ankunft aus. Des Postmeisters an die Condukteure alsdann gerichtete

Frage beantwortete letzterer gemeiniglich ganz stereotyp: „Herr Postmeister, umgeworfen haben wir nicht. Können fragen. Aber die Wege sind grundgemein. Immer Stückner acht Pferde vor und kaum kommt man weiter, ob ich blas' oder nicht.“ — „Aber Ihr habt Euch um 10 Stunden verspätet. Das ist unerhört!“ unterbricht ihn sehr unwirsch der Beamte. Der an dieser Verspätung unschuldige Condukteur hätte gern eine ganze Reisebeschreibung gegeben. Er faßt sich aber diesmal kurz, um seinen Chef nicht noch mehr zu erregen, und fährt in seiner Entschuldigung fort: „Uhrner 6 heute Morgen kam ich erst nach Loop, Herr Postmeister, und fuhr gleich wieder ab; Uhrner 10 fuhren wir aus Kahal, Uhrner $1\frac{1}{2}$ aus Seglecht, wo aber geessen wurde, Herr Postmeister, und oben auf'n fahlen Laaksberg erst, da ist alles nur ein Weg und taugt gar nichts. Auch fingen die Priprashpferde an zu hinken. Ich lüge Ihnen gewiß nicht die Tack' voll, Herr Postmeister, können fragen.“

Aber, wird der Leser fragen, wann kommen wir endlich nach Reval? Bis jetzt befanden wir uns nur auf den Land- und Wasserstraßen dahin. Du hast Recht lieber Leser, und in meiner Beschämung habe ich keine andere Entschuldigung als:

Die Wege waren schlecht und deshalb die verspätete Ankunft in der schon 1219 vom Dänenkönige Waldemar II. gegründeten Stadt. Sie nimmt mit ihren Vorstädten einen ansehnlichen Raum ein. Von Katharinenthal bis Löwenruh oder Schwarzenbeck ist's stark über eine Meile, und von der Papierfabrik bis Fiskhermai sind es etwa 5 Werst in gerader Linie. In der Mitte erhebt sich die Altstadt Reval, welche von dem auf 138 Fuß hohem Fels gelegenen so-

genannten Dom überragt wird. Beide waren in früheren Zeiten von fortifikatorischen Bauten im Baubanschen System umgeben. Die Festungswälle, Gräben und Schanzen, die noch während des Krimkrieges bestanden, stammten aus der Zeit Karls XI. und wurden von Peter I. vervollkommenet. Der hierbei gemachte ungeheure Kostenaufwand war insofern nutzlos gewesen als diese Befestigungen nie von Feinden angegriffen worden sind und eine Besatzung von 15,000 Mann zur Vertheidigung der Wälle und Bedienung der Geschütze kaum ausgereicht hätte. Die heutigen hohen, freundlichen Anlagen mit der reizenden Umschau am Domberge und vor der großen Strandpforte strotzten früher von Kanonen. Wie sie so sanft ruhten nach je zehn Schritt Entfernung von einander im Kommandantengrass. Die Festung hatte in jenen friedlichen Zeiten keine Kasernen. Die tiefen Gräben rings um die Stadt konnten, wenn es noththat, mit Wasser gefüllt werden. Es that aber nicht noth. Das Gras wuchs in der feuchten Niederung üppig und soll sehr nahrhaft gewesen sein, wie die Kommandanten behaupteten. — Die außerhalb der Contranскарpen und Glacis weit ausgedehnten Vorstädte hatten einzelne breite Hauptstraßen, die, ebenso wie die kleinen unzähligen, schmutzigen Nebenstraßen, ungepflastert waren. In ersteren kaum die Spuren der Anfangsgründe des Nivellirungssystems; an letztere hatte sich nie eine menschliche Hand gemacht, desto reicher aber zeigten sich Spuren nützlicher Hausthiere. Die narvische, dörptsche und pernausche Straße wurden regelmäßig im Hochsommer mit unserem Kalkstein und Schutt, wozu Sand als Bindemittel kam, reparirt. Diese Art Wegeverbesserung war nun an trockenen Tagen den

Augen und den Lungen sehr schädlich, andrerseits aber auch der Schmutz bei Regenwetter sehr groß. Der Hauptzweck einer solchen Wegeverbesserung war durchaus nicht im Privatinteresse der Unternehmer zu suchen, sondern soll ein social-politischer gewesen sein: Beschäftigung für das arbeitslose Proletariat, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Bei dem Mangel eines Kämmerers in der von der Stadt ganz getrennten Verwaltung des Doms und der Domvorstadt lag mehrere Fuß hoher primitiver Sand vom Tönnisberge abwärts bis zum sogenannten Razenschwanz und dieser Straße entlang bis nach Habers. Er nahm die ganze Breite jener Straßen ein und nur Schritt vor Schritt mit größter Anstrengung zogen die Pferde die knarrenden und ächzenden Fuhrwerke durch diese Sachara. Erst als der Graf Bentendorff in den Besitz des Gutes Fall trat, wurde die hapsalsche Straße eigentlich fahrbar gemacht, und der Altermann H. H. Falsch verwandelte vor mehr als 30 Jahren die Sandmassen vom Tönnisberge bis zum Anfang der hapsalschen Straße beim heutigen Domwege in einen solchen Zustand, daß da ein wirklicher Fahrweg entstand und legte an beiden Seiten desselben die schönen Ahorn- und Kastanienalleen an. Der heutige Falkspark war eine baumlose, öde, hümpelige Wüstenei, in deren Mitte sich der „Färbersteich“ befand, der dem Bedürfniß sowohl des in der Nähe wohnenden Färbers Docken als auch der Enten und Gänse des Razenschwanzes genügte.

Die Häuser der Vorstädte waren aus Holz und einstöckig, denn nur solche gestattete man zu bauen, und in Kriegszeiten konnte der Oberbefehlshaber alle vorstädtischen Häuser abreißen lassen, wie es auf Ge-

neral Berg's Befehl im Jahre 1854 mit dem am Meere gelegenen Theile der Reperbahn geschah. In den Vorstädten wohnte die ärmere Bevölkerung, wenig Deutsche, meist Esten und Russen, welche letztere die Slobodden und die Gegend rings um die kasansche Kirche einnahmen. — Das Volk vom Stamme Nimm hatte sich damals noch nicht in reichlicher Fülle eingefunden. Die Düna war noch die Grenze, welche uns von den neugierigen und schwärmenden Juden schied, die erst in modernster Zeit mit ihrer Unverschämtheit Liv- und Estland so vollständig und rasch heimsuchten, als wären sie bei ihrem Dünauübergange von einem bösen Pharao verfolgt worden.

Die wohlhabenden Bewohner Revals hatten zwar auch Wohnhäuser und Gärten in den Vorstädten, benutzten sie aber nur als Sommeraufenthalt für ihre Familien. Nach dem langen nordischen Winter gab es vier schöne Sommermonate, die heiteren Sinnes in der herrlichen Gottesnatur mit der möglichsten Pflege des Gartens, meistens von den weiblichen Gliedern der Familie, ausgenutzt wurden. Himbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren trugen reiche Ernten und alle Wege der Gärten waren eingekantet mit Primeln, Aurikeln, Convallien, Hyazinthen, Nachtviolen, Tulpen und Narzissen. Die Blumenkönigin aber, die Rose und namentlich die Centifolie, wurde vor allen gehegt und gepflegt. Je größer die Zahl prächtiger Rosenstöcke, je größer die Menge der Knospen und der erblühten vollen Rosen, desto größer die Denen gezollte Anerkennung, die in Treue und Liebe sorgsam in ihrem Garten arbeiteten. — Hatten die Alten nicht Recht? — Es liegt mehr drin, als heutzutage gewöhnlich angenommen wird, wenn die Frauenwelt eine rechte und

ungeheuchelte Freude an den Blumen hat. Es waren keine fremdländischen Topf- und Zimmergewächse mit unsinnigen lateinischen Benennungen, kränkenden Blättern und fingerdickem Staub. — Wie herrlich der Herbst! An einem solchen Herbstabende ging ich gar gern durch den Garten, wenn hie und da ein überreifer Apfel vom Baume fiel und der Mutter Erde den Kuß der Dankbarkeit gab. Äpfel und Birnen, Pflaumen und Kirschen gediehen bis in die Mitte der dreißiger Jahre bei uns in üppiger Fülle. Da folgten viele ungünstige Jahre für unsere Obstbaumzucht und, Gott sei es geklagt, nach den kühlen und nassen Sommern, denen eine anhaltende Kälte in den Frühjahrsmonaten vorausgegangen war, die Raupen alles niederfraßen, die besten Bäume ausgingen, ließ die wahre Lust und Freude am Obstbau nach und die bequeme Ansicht fand Geltung, — unser Klima eigene sich nicht dazu —, oder in Wahrheit — die Sache rentire sich nicht. Freunde, pflanzt einen Fruchtbaum, seht ihn blühen und Früchte tragen und jede Frucht wird Euch wie ein Theil Eures eigenen Schicksals erscheinen. Ihr werdet eine reine, innige, heilige Freude genießen. Der liebe Herrgott schickt über das Marienland auch wieder gute Jahre.

Wollten wir aus der Vorstadt in die innere Stadt, so führten die zickzackigen Wege zwischen den Glacis vielen Schildwachen vorbei und über Zugbrücken bis zu den Hauptwachen, die an allen Festungsthoren waren. Lange dunkle Thore führen durch den Wall, wir gelangen zur alten Stadtmauer, die im Anfange des 14. Jahrhunderts auf Königin Margarethens Befehl vom dänischen Hauptmann Johann Kalle erbaut worden war. In dieser Mauer viele Thürme, von

denen nur die unförmliche „dicke Margarethe“ bei der großen Strandpforte, der „Rif in de Rök“ bei der Schmiedepforte und der schlanke, nicht unschöne „lange Hermann“ am Domschloß ihre historischen Namen bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die anderen Thürme der Stadtmauer sind meist nur nach Nummern bezeichnet gewesen und wenige genaue Kenner unserer Landesgeschichte wissen noch von anderen Namen einzelner Thürme zu berichten. — Der höchste Theil der Stadt führt den Namen Dom, dessen freier Platz vor dem Schloß sonntäglich zu Wachtparaden benutzt wurde.

In die Unterstadt gelangte man durch sieben Thore, ohne daß sich deshalb Reval irgend eine Analogie mit dem böotischen siebenthorigen Theben gefallen lassen wollte. Die engen Straßen haben seit alter Zeit dieselben Namen geführt, nur jetzt wird die nach der russischen Kirche von alters her genannte Rußstraße in Rüststraße umbenannt. Das alte Rüsthaus der Stadt, das sich in dieser Straße befand, wurde aber nie anders als tughus, d. h. Zeughaus, genannt. Noch eine andere Straße hat gegenwärtig einen neuen Namen bekommen, nemlich die Pferdekauffstraße heißt jetzt Pferdekopfsstraße. Warum? Man nannte in der Vorzeit die Straße: Pirdekop, d. i. Pferdekopf, und nach den Gewerken benannte man meistens die Straßen. Beide neuen Benennungen entbehren jeglichen historischen und sprachlichen Grundes. — Die engen Straßen mit den hohen Giebeln wurden an den Abenden auf das Spärlichste durch ungewöhnlich bescheidene Oellämpchen in Laternen, die an Stricken in der Mitte der Straßen hingen, beleuchtet. Dies war nun für die recht genügende Anzahl unserer heranwachsenden

Jugend, vulgo Straßenjüngens genannt, und ein richtiges Revaler Kind mußte Straßenjunge sein, gar zu verlockend. Zum herben Verdruß für die Nachtwächter, die zugleich das Amt der Stadtbeleuchter verwalteten, ließen wir, wollte sagen, ließen die Straßenjungen zu ihrer immer neuen Freude die Laternen an den gelösten Stricken so tief in die Mitte hinab, daß ein Befahren der Straße unmöglich wurde. Die Laternenstricke befestigte man dann auf das Sorgfältigste wieder an den in den Häusern eingeschlagenen Haken. Die Beleuchtung der niederen Regionen der Straße hatte etwas zugenommen, und der Spaß war bei der bequemen Ausführung gar zu verführerisch. Das Nede der Straßen schützte die Muthwilligen, denn nur hin und wieder ging ein ruhiger Philister mit seiner Handlaterne, und zwar nie ohne diese, in „die Clubbe“ oder kam aus „der Clubbe“. Oder es wanderten stillen aber sicheren Schrittes Tanten vom Kaffeebesuch nach Hause, beleuchtet und begleitet von der Laternen-trägerin, „das Mensch“. — „Sieh nun, was die emfamigten Jüngens wieder gemacht haben,“ sagte dann eine unbekannte Tante, „haben die Laternen heruntergelassen. Keiner kann durchfahren bei so'n dummen Spaß.“ — „Wenn ich die festkrigen könnte“, sagte eine andere unbekannte, aber sehr wohlbeleibte Tante, „ich würde keine Sperenzien machen, ich würde ihnen die Sack vollschlagen.“ — Die erste Tante hatte sicherlich einen weicheren Character. — In einem verborgenen Winkel mußte aber das größte Gaudium abgewartet werden, nemlich die moralische Entrüstung des dejourirenden Nachtwächters dieses Straßengebiets. Es pfeift dieser mit einem Zeh kaum in's Germanenthum getretene Oefte 10 mal und ruft dann mit heiserer Stimme:

„Dert, ihr Erren und laßt Euch fragen:

„Unsse Uhr at ssehn geslagen.

„Kott pewahr tieß' Nacht wor Weier und Licht

„Und taß tem Nahwer kein Esaden ssiht.“

Aber die letzten Worte dieser Verse von amtswegen wurden in solcher Eile und Wuth gesprochen als der Wächter die zu tief herabhängende Laterne wahrnahm, daß sie diesmal ganz unverständlich wurden. Eifrigstes Streben den Frevler zu erhaschen und grausige Rachedgedanken füllten im Augenblick seinen Kopf und beflügelten seine Extremitäten in Fettihschichten, — aber ein richtiges Revaler Kind ist auch nicht ohne: die Uebelthäter waren schon längst geborgen.

Der große Markt war der einzige etwas größere freie Platz in der Unterstadt und ein Theil desselben war von einigen Zweispännern besetzt. Diese und ein Duzent Einspanner vor der Schmiedepforte und ebenso viele vor der Lehmpforte genügten für Reval. Man fuhr damals sehr wenig. Mußte gefahren werden, so war denjenigen Städtern, die eigene Equipage besaßen, die breite Familiendroschke, natürlich ohne Kessore, das beliebteste Fuhrwerk. Der Adel hatte allein das Recht mit vier Pferden, zu zwei und zwei langgespannt, und mit Kutscher und Vorreiter zu fahren. Nur zu gewissen Zeiten im Jahr, wenn der Landadel in größerer Zahl zur Stadt gekommen war, wurde mehr Straßenlärm durch das Gerassel der Karossen hervorgebracht, sonst ging Alles auf dem holperigen Straßenpflaster gefahrlos zu Fuß, denn dem Fahrgast im Wagen konnte sehr leicht die Seele, und wäre es auch die verstockteste gewesen, aus dem Leibe fahren. Bei unserem Reichthum an Kalk und Sandstein fand sich nicht die geringste Andeutung von Trottoirs. Erratische Blöcke, welche Mutter Natur in vorhistorischer

Zeit auf einer Seite etwas geebnet hatte, bildeten die Mittelsteine in den Straßen. Hier galt es diesen Mittelstein zu halten. Der Niedere oder der Bescheidenere mußte ausweichen. Manchen gewaltigen Streit verursachte bei der Jugend das Nichtausbiegen von den Mittelsteinen. Die übrigen Pflastersteine waren unerträglich spitz. Aber die Augen, die über diese Straßen heiße Thränen der Wehmuth weinten, waren nur die Hühneraugen.

Die alten Häuser mit hohen Giebeln, in denen die Bodenlufen, eine über der anderen, durch mehrere Stockwerke die einzige Variation in der glatten Wand bildeten, hatten auf der Spitze des Giebels eine ehrwürdige Wetterfahne, meist ziemlich eingerostet und in schiefer Stellung. Doch die bei uns häufigen und heftigen Winde veranlaßten ein Drehen dieser Wetterfahnen wider Willen, wobei bald schrille, bald melancholische und elegische Töne im unharmonischsten Durcheinander seufzten. Aber es war doch schön! Und wenn heute in stiller Abendstunde diese Musik spärlich und blöde sich hören läßt, wie zum Beispiel am Brocksberge, so rühren diese Töne mein Gemüth, das in jeder Erinnerung an die Zeit der munteren Jugend seine Freude hat. Manche Giebel hatten schon eine ihren Jahren angemessene Neigung nach vorn und machten sich freundnachbarliche Verbeugungen. Da mußte denn der dicke Bantelmann, ein Baumeister von polizeiwidriger Corpulenz, so weit es diesem Künstler gelingen konnte, die Mängel ausflücken. Er riß gewöhnlich einen Theil des Giebels nieder, restaurirte die Bodenräume, in denen es kein Getreide mehr zu speichern gab, und brachte Wohnungen an mit Fenstern — zur Straße. Außer dem großen mit eisernen

Gittern versehenen Fenster des Vorhauses gab es in den alten Häusern höchst selten Fenster zur Straße. Die wenigen Bohnzimmer einer ganzen Familie, nehmlich Stube, Kammer und Schlafkammer, lagen zum Hof. Aus dem Hofe führten auch hie und da Treppen hinauf zu kleinen und niedrigen, einzeln gelegenen Zimmern, die entweder von erwachsenen Söhnen des Hauses oder bei Geschäftsleuten von deren Gehülfen bewohnt waren. Eine gewaltig feste und oft hübsch ausge schnitzte Giebelthür mit gesundem, die nächtliche Ruhe bisweilen unsanft störenden Klopfer führte in's große mit Ahnenbildern, oder mit Heermeistern und schwedischen Königen, geschmückte Vorhaus, und durch dieses mußte man in manchen Häusern den Weg in den Hof nehmen, wenn eine Hofspforte zur Straße fehlte, und diese fehlte im Ganzen gar nicht selten. Mein Haus ist eine Burg, konnte auch der Revaler sagen. — Die restaurirten Häuser glaubten concurren zu können mit der Jugend, mit den Emporkömmlingen, die aber voll Verachtung und mit Stolz auf die zurückgebliebene Generation schauten.

Die an und für sich schon schmalen Straßen wurden stark beengt durch die weit in dieselben hineinragenden Stufen, welche zu einem offenen Vorbau des Hauses führten, der an beiden Seiten der Hausthür Sitze hatte. In der milderen Jahreszeit, namentlich an den Sonntagsnachmittagen, saß die ganze Familie auf dieser Art Veranda vor dem Hause, schlürfte den Kaffee und knackte Nüsse. In der Ruß-, Lehm- und Raderstraße erhielten sich diese weiten Treppensitze am längsten.

Alle diese Ausbauten, so wie die Strebepfeiler und hervorragenden Erker mußten auf Befehl des General-

Gouverneurs Marquis Paulucci entfernt werden. Er ritt durch die Straßen der Stadt und ließ von Leuten seiner Begleitung an diesem und jenem Ausbau mit schwarzer Oelfarbe das Jahr bezeichnen, in dem das alte und seinem Schönheitsfönn widerftrebende oder den Verkehr hindernde Gebäude, oder wenigftens ein Theil deffelben, für immer verfcwinden follte. Seinem herrifchen Verlangen, das Hervortreten des Fickfchen Apothekenlokals zur Nicolaistraße zu befeitigen, willfahrte aber der damalige Befizer doch nicht. Es entfpann fich ein fehr actenreicher Proceß, welcher bei der nach dem Ableben Alexanders I. erfolgten Dienftentlaffung jenes piemontefifchen Marquis einfchloß. Ein Gang durch die Nicolaistraße benimmt uns noch heute jeden Zweifel, wer Sieger in dem Streit geblieben war. Demfelben feligen Marquis Paulucci, der während feines irdifchen Wandels ein enragirter Feind der Gothik war, mißfielen auch die Spizbogen der Rathhausfenfter. Eiligft ließ man die Spizbogen vermauern und gab den Fenftern die gehörige viereckige Form, welche die Gucklöcher in den Behaufungen aller übrigen Sterblichen Nevals hatten. In modernfter Zeit wagten fich die alten Spizbogenfenfter des Rathhauses wieder hervor, aber mit ihren Scheiben zu dreift und ungothifch an die äußere Wand. — Alle neuaufgebauten Häufer wurden in einem Kafernenftyl angelegt, der in empfindfamen Gemüthern tiefe Nöhrung hervorbringen konnte.

Als die breiten Treppenföze mit ihren kleinen und großen Infaßen verfcwunden waren, wurde es auf den Straßen öder. Es gab weniger Buden und weniger Wünfche, das Geld auszugeben, als heute. Spaziergänge machte man zwar häufig, aber nicht

auf dem Pflaster der Straßen, sondern auf den vom Polizeicommissar, Hofrath von Witt angelegten Promenaden. Diese schattigen Laubgänge von der Dompforte bis zur großen Strandpforte waren abends recht belebt, hatten aber nur ein Drittel von der gegenwärtigen Breite. Nach den unsicheren officiellen Angaben schwankte damals die Einwohnerzahl zwischen 15 und 20,000, war also etwa um das Doppelte geringer als in unseren Tagen. Aber jene drolligen Leuten hatten das Spaziergehen so nöthig, wie das tägliche Brod, und wähten, daß fleißige Bewegung in freier Luft gar nicht schädlich sei.

Der Schauplatz des lebendigsten Verkehrs und der vorzüglichsten Handelsthätigkeit für die niederen Schichten der Bevölkerung war der russische Markt vor der Lehm-pforte. Der Ruhetag nach den sechs Arbeitstagen mußte insonderheit den merkantilen Speculationen und der heitersten Geselligkeit in den zahlreichen Krügen geweiht werden. Drob pries jede und besonders die unbemannte Inhaberin der „Krugsgerechtigkeit“ ihr großes Glück, zur „Braupfanne“ zu gehören. Die nicht anmuthig duftende Budenreihe nahm den Platz ein, wo jetzt das russische Gymnasium steht, und das gebielte Podium vor diesen Buden war auf so feuchtem kühlen Grunde, daß bei dem zartesten Tritt auf diese Bretter unterirdische Gewässer zwischen den Fugen emporzischten und sprudelten. Für diejenigen Leuten unter den Volksmassen, die zum Hermes gebetet, daß er ihren Geschäften gutes Gelingen verleihen möge, und denen das *suum cuique* nicht zu Fleisch und Blut geworden war, stand, ob durch Zufall oder als abschreckendes Beispiel, wenig Schritte hinter dem russischen Markt zur kleinen

Strandpforte hin eine Säule hoch erhaben und auf dieser das metallene Bild eines Mannes mit geschwungener Ruthe. Das war der Kaak mit seinem Halseisenschmuck und seinen Kettenkränzen.

Wenn wir uns bisher Straßen und Plätze angeschaut haben, so wollen wir jetzt genauere Bekanntschaft mit den Bewohnern zu machen versuchen, deren Kinder in erklecklicher Zahl auf den Schwellen der Hausthüren saßen. Es darf sich aber Niemand einbilden, daß der Kindersegen so groß gewesen sei, wie Kohl und ihm nach Andere erzählt haben. Der bekannte Reisende war so vermessen zu behaupten, daß ihm nie eine Stadt begegnet sei, die so viel Kinder aufzuweisen habe, wie Neval. War es ein Vorwurf oder war es eine Empfehlung? Ich überlasse der Nachwelt die Entscheidung. — Kohl schaute sonst mit sicherem Auge, aber die richtigen Nevaler Kinder waren auch viel im Freien. Der lange Winter hatte uns ja so sehr den Unternehmungsgeist beengt. Im Sommer dehnten sich zum Ersatz unsere Knabenspaziergänge über das gesetzliche Maaß aus und die verschiedensten Knabenspiele nahmen unsere Zeit mehr in Anspruch, als die lieben Eltern und Lehrer für gut befanden. Da kamen öfters die unangenehmsten Erörterungen vor; zum Glück aber fehlte ein Möbelstück in meinem Elternhause, das in manchen Familien das Ding mit den zwei Enden benannt wurde. Diese Benennung eines Rohrstöckchens fand ich sehr albern. Als Eckensteher aber hatte ich von Zeit zu Zeit die Bekanntschaft mit verschiedenen Winkeln des Besuchszimmers zu erneuern. Ein solches Stündchen verbrachte ich am liebsten einsam und allein; denn wer liebte wohl bei dergleichen häuslichen Scenen Zu-

schauer? — Das alte Domschloß mit seinen Gewölben, Bodenräumen, Thürmen und mit seinem Burgverließ war uns Kindern das Gebiet der herrlichsten Fluren ritterlicher Romantik. Es gab unserer Phantasie hinlängliche Nahrung und fügte besonders den Zauber des Geheimnißvollen hinzu. Unsere Spiele und Genüsse hatten jedoch keine Ursache das Licht der Welt zu scheuen.

Einmal an einem lieblichen Abend vor dem herrlichen Pfingstfeste machten wir eine werthvolle Entdeckung. Hoch über einem Altan, von uns nach dem ältesten Spielcameraden die Oskarsburg genannt, in der äußeren steilen Mauer des Schlosses, bemerkten wir eine thürartige Oeffnung. Nach dem Fallen und Weiterrollen der von uns in dieselbe hineingeworfenen Steine zu urtheilen, mußten von dieser Oeffnung in der Mauer Stufen hinabführen. Wohin konnten die führen? Mit unsäglicher Mühe und unter nicht geringen Gefahren wurde eine lange, schwere Leiter aus den Fenstern hinauspracticirt, an Stricken auf den kleinen Altan hinaufgezogen, so steil wie möglich aufgestellt und nun kletterte eine ganze Reihe der neugierigsten Genossen hinauf. Da aber die Leiter noch nicht bis zur Oeffnung oben reichte, so war man gezwungen noch etwas an der verwitterten Mauer vorsichtig aufwärts zu klettern. Das Wagestück wurde glänzend belohnt. Wir hatten die richtigsten Muthmaßungen gehabt. Es führten etwa 15 Stufen in schmalen Windungen innerhalb der Mauer hinab, aber das weitere Vordringen in das romantische Heiligthum war unmöglich. Der Gang war vermauert. Nun unsere Freude erst grenzenlos: da mußte natürlich ein Schatz vergraben sein! Sofort war der Plan zu unserer Beschäftigung wäh-

rend der drei Pfingstfeiertage gemacht: Jeder mußte, was er an Hämmern und Brecheisen auftreiben konnte zum anderen Tage zusammenbringen und dann sollte es an die Schatzgräberei gehen. — Der Pfingstmorgen war angebrochen und jedes Haus, jedes Zimmer mit duftenden Maien geschmückt. Jedes junge Mädchen, so wollte es die Sitte, war in leichtem Weiß gekleidet. Die ehrsamten Bürger saßen im Schlafrock und Pantoffeln auf Stühlen in der Hausthür. Man sah aus Allem, es war Feiertag. Gottes blauer Himmel über uns, und unter uns die grüne Erde, deren Gräser, Blumen und junges Laub Dankgebete hinausschickten. Wir Knaben aber mußten diesmal Schatzgräber sein und waren es so gern. Das Hinab- wie das Hinaufsteigen längs der steilen Leiter und Mauer war durchaus nicht gefahrlos, doch wo dachten wir bei der Erlangung so lohnender Schätze an Gefahr? Den ersten und den zweiten Pfingstfeiertag hämmerten und brachen wir nach Herzenslust an der Vermauerung. Die Ermüdeten wurden durch neue frische Kräfte ersetzt, aber der Mörtel war noch härter als die Steine, und aus Abend und Morgen wurde der dritte Tag. Als die Thurmuhr die Mittagsstunde anzeigte und ich mich an diesem dritten Arbeitstage nach Hause zu Tisch begeben mußte, bemerkten die Eltern, daß meine Festkleider durch Kalkstaub gar sehr gelitten hatten. Auf verschiedene eindringliche Fragen erzählte ich nun dummerweise ganz geheimnißvoll von unserer unberechenbar wichtigen Entdeckung, die dem Vater doch nicht ganz einleuchten wollte. Er begab sich an Ort und Stelle, vertrieb alle Schatzgräber und ließ sämtliche Kletter und Brechinstrumente fortschaffen. Als ich in betrübter Stimmung ob dieser Störung noch

mit dem Abbürsten meiner Kleider beschäftigt war, trat mein Vater nicht in der rosigsten Laune in's Zimmer und schnitt alle weiteren unangenehmen Verhandlungen mit einer Handbewegung ab, die zufällig eine Physiognomie zum Ziele hatte, die ganz der meinigen glich. „Tollkühner Bursche! danke Gott, daß du noch lebst“, war seiner kurzen Rede kurzer Sinn. — So endigte diesmal Pfingsten, das herrliche Fest, und die Schatzgräberei. —

Auf der anderen Seite des Schlosses zum Domplatze hin war schon zu Beginn der Regierung der Kaiserin Katharina II. auf deren Befehl eine neue Fronte erbaut, die Zugbrücke entfernt und der vor dem Schlosse befindliche Graben zugeschüttet worden. Vor dieser modernisirten Seite des alten Schlosses wurden an jedem Sonn- und Festtage Wachtparaden abgehalten, zu denen die Städte vollständig wallfahrteten. Der alte Kommandant Berg nahm die Paraden ab und oft in Begleitung seines klugen Ziegenbocks, der auf dem Dom ganz zu Hause war und von Jedermann seiner possirlichen Anlagen wegen gekannt und geschätzt wurde. Nach der Parade blieb die Militairmusik vor dem Pavillon des Schloßgartens und gewährte ein Stündchen den vielen Zuhörern viel Vergnügen. Nach dem alten Berg wurde General P. Kommandant; ein kleiner, eitler Mann mit schwarzer lockiger Perücke, geschminkten Wangen, wattirten Waden und despotischem Sinn. Die Wachtparaden wurden in seiner Zeit auf das Glänzendste abgehalten, und er verstand es meisterhaft, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, als der Besternteste aller Augen auf seine stramme Figur zu ziehen. Stolz schritt er an den Reihen seiner „Russen“ vorüber. In jener Zeit war

der Collectivname für das Militair „Russen“. Man hatte aber auch „Wasserrussen“, wie man die Wasserträger, meist ausgediente Soldaten estnischer Herkunft, nannte, „Schwefelrussen“, die mit Schwefelstöcken handelten, „Grünigkeitsrussen“, die man aber lieber „Dgorodniks“ nannte, und Andere. Deshalb lag auch nichts Auffälliges darin, wenn ein kleines Schulmädchen in ihrer Erzählung vom bethlemitischen Kindermord einst gesagt hat: Und Herodes schickte seine Russen.

Der Krönungstag des Kaisers Nicolai wurde mit allem erdenklichen Pomp, den Reval aufbieten konnte, vom frühen Morgen bis zum späten Abend gefeiert. Alle bewohnten Häuser in der Stadt waren festlich illuminirt, auf jedem Fenster wenigstens zwei Talglichte, auf den Straßen „Ploschken“ und vor den öffentlichen Gebäuden, am schönsten vor dem Rathhause, sinnvolle Transparente. Hier war billigerweise am größten der Zudrang der heiteren Unterthanen, von denen sich die Meisten als Straßenjungen auswiesen. Unter Stoßen und Drängen, unter den unserm Pöbel eigenthümlichen rohen Ausdrücken und Propositionen, auf die man gar nicht eingehen konnte, unter unsanfter Berührung eigener Rippen durch fremde Ellenbogen gelangten die Menschenmassen in einen wirklichen Engpaß, der von einer Seite von dem Hause des „Hauschschließers“ Subden und den darar gewissenhaft angebauten Krämerläden, — von der anderen Seite von dem Germanowschen, jetzt Luninschen, Hause mit den natürlicherweise auch an diesem angebauten Buden eingeschlossen war. Die mittellste dieser Germanowschen Buden nahm die Ecke ein und hatte zum Besitzer Murka Surry. Murka Surry war ein billig denkender Mann und immer praktisch. Murka Surry

war aber auch die Freude der ganzen revalschen Jugend; man sah ihn nie ohne lange, bunte, seidene oder wollene Bänder, die er sich an Hut und Rock angeknüpft hatte. Jedermann sah ihn sich von hinten und vorn an und fand ihn sehr komisch. Für alle ihm auf der Straße Begegnenden hatte er ein liebes Wort, das zugleich jovial und lakonisch war. An großen Nationalfesten, wie also an diesem Krönungstage, überbot er sich selbst. Mit dem buntesten Inhalt seiner kleinen Bude geschmückt hielt er in einem Feuermeer der stinkendsten Fetllampen von dem gewölbten Dach seiner Bude an seine glücklichen Bewunderer die verworrensten Reden und Gegenreden, welche die alten Griechen an die Expectorationen einer Pythia erinnern hätten. — Murka Surry war sehr beliebt und ist bis an sein stilles Grab nie beneidet worden. Das „viel Feinde — viel Ehre“ — war ihm Blech. Er war immer praktisch.

Bald nach der munteren Krönungsfeier kamen ernste Tage. Es wurde wieder etwas von orientalischer Frage abgespielt, und kaum war ein Akt dieses Dramas nach dem adrianopelschen Frieden zu Ende, der eine neue große Festfeier bei uns hervorrief, so las eines Abends mein guter Vater, wie alle Abende mit Ausnahme zweier Clubentage, friedlich die Deutsche Petersburger Zeitung. Der gutmüthige Vating, der ganz wie sein Sohn, keinem Menschen Schmerz und Schreck bereiten wollte, sprang plötzlich lärmend auf! — Ich machte vor Schreck einen Kler auf mein Exercitium, — lieb Mutting läßt eine Stricknadel fallen. — „Denkt Euch,“ ruft er aus, — „Die Polen haben sich empört! In Warschau hat man den Großfürsten tödten wollen! Der Kaiser ruft seine Garde zum Kampf gegen die

Rebellen auf.“ — Mein erster Gedanke war: entweder das Exercitium umschreiben oder den Alex entfernen, — mein zweiter: das Bedauern, daß es vielleicht nun mit den schönen Wachtparaden wieder aus sein könnte. Und wie politisch richtig hatte ich calculirt — — uns blieben nur die „Kapuſtniks“. Aus den Wachtparaden wurde ernstes Soldatenspiel.

Nachdem die Polen im erbitterten Kampfe begonnen hatten den Kürzeren zu ziehen, so langten Kriegsgefangene, junge Polen, sämmtlich mit wohlgebildeten und intelligenten Physiognomien in Reval an, wurden ursprünglich in Gefängnissen gehalten, später aber nach gänzlicher Besiegung des Aufstandes unter das hieher zurückgekehrte, stark decimirte Suworowsche Grenadierregiment gesteckt, um in kürzester Frist zu Unterofficieren befördert zu werden. —

Wie heutzutage so war auch damals Reval reich an Bildungsanstalten sowohl öffentlichen, als privaten. Eine so große Anzahl niederer und höherer Lehranstalten, wie gegenwärtig, gab es zwar noch nicht, doch man kam mit den vorhandenen aus und die Leistungen in den Knaben- und in den Mädchenschulen genügten den damaligen Anforderungen. Unter den Knabenelementarschulen genoß die von August Hagen geleitete ein besonderes Vertrauen. Hagen war mit seinem sächsischen Landsmann, dem Maler Karl Sigismund Walter, von August von Roßebue als Lehrer in's Land berufen, wo sie auf Roßebue's Gut Schwarzen dessen Kinder unterrichteten. Hagen wurde später in Reval nicht nur Vorsteher einer Elementarschule, sondern auch Gesanglehrer an mehreren Anstalten und Organist an der St. Olafkirche, deren Gemeinde aber nach dem Brande der Kirche über zwei Jahrzehnte hindurch

im Saale der großen Gilde ihren Gottesdienst abhielt. Das Amt eines Organisten war ihm keinesweges hinderlich bei Erfüllung seiner Lehrerpflichten, denn nur an Sonn- und Festtagen wurde Gottesdienst gehalten und an den Wochentagen war nie Zeit oder Gelegenheit zum Kirchenbesuch. Beerdigungen fanden in der Regel vom Hause statt und nur dreimal im Verlauf von drei Jahren wurde Hagen in solcher Veranlassung gezwungen seine Schule während der Unterrichtszeit zu verlassen und alsdann übergab er die oft gar zu lebendige Schuljugend zu unserem Gaudium der Leitung seiner kräftigen, auf hohem Katheder thronenden, zarteren Hälfte.

So viel mir bewußt, gab es in zwanziger Jahren nur eine Schule noch, in der ein ergrauter Parforcepädagog, Niemann, von der gewohnten Maaßregelung mit Lineal, Ruthen und Rohrstoß durchaus nicht lassen konnte. Obgleich die Schulbehörde Marterinstrumente dieser Art zur Erreichung pädagogischer und didaktischer Zwecke als ungeeignet bezeichnet hatte, so konnte doch Niemann ohne die praktische Anwendung solcher Reizmittel an keinem Sonnabend den wöchentlichen Schulunterricht schließen. Es vertrug sich nicht mit seinem Gewissen, die „ensamigsten Sündenböcke, Schafsköpfe und Däspeter,“ ohne sie vor dem Schlußgebet über die Bank gestreckt zu haben, heimwärts wandern zu sehen. — Es waren ja Kinder von Hausleuten und anderen Leuten der niedrigsten Stadtbevölkerung!

Einen völligen Gegensatz zur vorigen Schule bildete die höhere Lehranstalt des talentvollen, unermüdlich thätigen Schulmannes G. Iversen, der seine Schüler, die meist den begütertesten Familien des Landes und der Stadt angehörten, bis zur Universität brachte.

Bildung des Herzens und des Geistes, lebensfrischen Sinn, anständigen Ton, Streben nach Recht und Wahrheit verstand er zu erwecken und zu befestigen. Ursprünglich Theologe mußte Iversen, daß die Religion auf der Eigenthümlichkeit der Vorstellungsart jedes Menschen beruht. Er hatte Achtung vor der Denkweise des Menschen und übte Toleranz. In seinen Augen hatte nur das praktische Christenthum Geltung, nicht jenes Formenchristenthum, das von theologischen Sätzen strotzt. Er war durchaus nicht Denjenigen zugethan, die ein tieferes und geheimes Christenthum, das nur der Priester faßt, in Schule und Kirche erhalten wollten. Sein Grundsatz war, daß nur der reine Geist des Urchristenthums erziehend und veredelnd in die Schulen gehört. „Handelt nach den Lehren des Heilandes“, war stets der Spruch, den er seinen Schülern mit auf den Lebensweg gab. — Friede seiner Asche!

Unter den höheren Mädchenschulen war die große Stadt-Töchterschule nicht die bestrenommirteste, und zwar weil sich in dieser mancher Lehrer ausnehmend bequem machte. Ein Besuch, der sich am Abend vorher etwas in die Länge gezogen hatte, ein kleiner Schnupfen oder eine rauhe Kehle veranlaßte Manchen, um sein theures Leben sich und den Seinigen zu erhalten, die Unterrichtsstunden auszusetzen. Der Lehrer A. hatte den deutschen Unterricht in der obersten Klasse und gab die Aufsätze, mit seinem Urtheil und seiner Namensschiffre am Ende versehen, ganz regelmäßig zum Termin zurück, hatte sie aber nicht durchgelesen. Zweimal ist ein naseweiser Bursche, den ich ebenso gut kannte wie mich selbst, Zeuge gewesen, wie sechs, oder waren es gar sieben, erwachsene Schülerinnen in rosen-

rothester Laune vor ihren Aufsatzheften an einem großen runden Tisch saßen und eifrig das nachschrieben, was eine von ihnen aus einem Buche vorlas. Diese war so glücklich gewesen ein dem aufgegebenen Thema verwandtes Stück in der Familienbibliothek deutscher Classiker aufgefunden zu haben. Das eifrige Nachschreiben und das Dictiren der Einen, die lesen und schreiben zugleich mußte und deshalb ihre Gedanken unwillkürlich theilte, wurde von der flugaussehenden Franziska unterbrochen. „Dieser Satz, liebe Pauline, paßt ja gar nicht in unser Thema“, sagte sie. — „Ja, Franziska, du hast Recht“, bestätigte Emilie. — „Ach, brechen wir hier ab“, sagte Pauline, „machen wir einen Punkt. Ich werde sehen, ob nicht bald wieder eine passende Stelle kommt.“ — Eilige Blicke flogen über die störende Seite; der lange Finger der rechten Hand wird an der Unterlippe angefeuchtet; das Blatt umgeschlagen und — nach passenden Sätzen gesucht. Inzwischen unterhielten sich die Anderen unter Lachen über Dinge, die eigentlich nicht in's Thema gehörten. — „Hier ist wieder was“, sagt Pauline erfreut und dictirt nun weiter. Die Schnellschrift der jungen Mädchen war elegant. — Sollte es nun nicht bald genug sein“, meinte nach einiger Zeit Ida, der die Geduld bei diesen Denk- und Stylübungen schon ausgegangen war, — „ich habe schon beinahe sechs Seiten in meinem Heft!“ — „Ja, ich denke auch“, — wiederholte es im Chor. — „Jetzt muß jede noch ein Paar Zeilen von sich hinzufügen“, rath die kluge Ida, „denn sonst bemerkt er am Ende, daß wir Alle mit demselben Satz schließen“. — In einer halben Stunde waren die Aufsätze fertig, und zwar gleich in Reinschrift, wenn auch in etwas flüchtiger. Herr R. erhielt die Arbeiten zum Termin und

lieferte sie zum Termin seinen lieben Schülerinnen zurück. Jede hatte unter ihrem Aufsatz ein besonderes mit rother Tinte geschriebenes Urtheil. Meisterhaft hatte er hier variirt, geleitet von den innigsten Gefühlen der Menschenliebe.

Die höchsten Lehranstalten der Stadt waren die Domschule und das Gymnasium. Beide waren zum Theil mit guten Lehrkräften versorgt, und die liebe Schuljugend hatte selbst gegen die schwächeren Lehrer viel Pietät. Dr. Bertram's Schilderung der Domschule jener Zeit ist richtig, wenn auch die Farben oft zu stark aufgetragen sind. Die Domschule stand unter dem erfahrenen und tüchtigen Director Wehrmann, das Gymnasium aber hatte unter der Leitung des wahnwitzigen Baron St. zu leiden, und bessere Zeiten begannen für diese Anstalt als St. seiner unseligen Handthierungen wegen abgesetzt und der feingebildete, tolerante Baron Rossillon zum Director ernannt wurde.

Die Anforderungen an die Jugend waren damals geringer als gegenwärtig, und im Russischen wurde noch sehr wenig geleistet. Mancher glückliche Abiturient warf sich stolz in die Brust, wenn er fehlerfrei die Zischlaute unterscheiden konnte. Im Lehrpersonal waren aber auch durch ihre Leistungen, durch ihre wissenschaftliche Bildung und sonstige Qualitäten die russischen Lehrer „man so so“, besonders die der unteren Klassen. Rossillon revidirte an jedem Sonnabend die Klassentagebücher, und nur selten konnte er sich, selbst in Gegenwart der Schüler, eines Lächelns enthalten, wenn er in der Rubrik „Tadel“ die Handschrift des russischen Lehrers S . . . y fand, an deren Entzifferung er begründeterweise stets mit Vorsicht ging.

Die Schüler hatten den Wahn, daß dem C. Aerger so nöthig sei, wie das tägliche Brot, und ärgerten ihn aus Mitleiden. Sie kannten ihre Sünden und Vergehungen, und erduldeten stets ruhig die dictirte Strafe. Aber welch' ein reicher Ersatz, welch' eine tiefinnige Freude wurde ihnen, wenn der Director schmunzelnd C.'s Tadel über Tertia las! So zum Beispiel: — „Als ich in die Klasse trat, war Geruch Sigarren! Als ich fragte, wer gemacht? Alle haben laut gelacht.“ — Ein anderes mal stellten die Tertianer vor C.'s Stunde aus Mänteln eine kaum menschenähnliche Gestalt zusammen, setzten diese auf den Lehrerstuhl, und vor derselben hatten sie ein großes Buch, in Ermangelung eines anderen — die Klassenbibel —, auf dem Katheder aufgeschlagen. — C. in gerechter Entrüstung über diese Unart schrieb ein: „Knaben haben Pupp gemacht und das vor heilig Buch. — Desselben C.'s dritter Stylversuch, der auch noch als Rarität im Archiv des Gymnasiums vorhanden sein wird, rügt einen Act des Schreckens. Dieselben unartigen Buben der Tertia hatten Knallerbsen vor den Kathederstuhl angebracht, damit C. auf diese treten und etwas explodiren sollte. Der Plan glückte zu ihrer völligen Zufriedenheit, und C. schrieb ein: „Als ich heute Nachmittag auf Katheder saß, war Knall unter mir. Ich glaub das kam von Erbsen.“

Bedauernswerth waren die von Zeit zu Zeit ausgebrochenen Partheikämpfe zwischen den Domschülern und Gymnasiasten. Ohne erhebliche Ursachen wurde oft Fehde angesagt und kam es unter der Leitung „heißh forscher Kerle“ zu großen Kämpfen. Einmal sagte, etwas zu laut, ein Gymnasiast seinem mit ihm gehenden Kameraden, als ihm ein Domschüler mit

einer hübschen Schwester in der Langstraße begegnete: „Ein Kuß auf diesen Mund müßte ein großes Plaisir sein.“ — Der Domschüler wandte sich um und rief ihm nach: „frecher Knot!“ — Am anderen Tage erfolgten die ernstesten Besprechungen zwischen den Abgeordneten der beiden oberen Klassen beider Schulen. Frecher Knot! Das sei eigentlich ein Schimpf. Das Gymnasium gab die Richtigkeit des Epithetons zu, aber bestritt ernstlich das Substantivum. Das Scandalverhältniß brach los. — Der Kampfplatz war gemeinlich im Domwallgraben, wo sich jede Parthei aus großen Bausteinen völlige Festungen aufgebaut hatte, aus denen die Ausfälle der mit Stöcken Bewaffneten unternommen wurde. Das Gymnasium war meist von Bürgerlichen frequentirt, die Domschule meist vom Adel und von Bürgerföhnen des Domterritoriums. Derbe Fäuste aber waren der natürliche Schmuck beider Partheien. — Stumme Zuschauer dieser Kämpfe waren die oben auf den hohen Wällen einzeln stehenden wachthabenden Soldaten, die sich aber reglementsmäßig über eine gewisse Zahl Schritte vom Schilderhaus nicht entfernen durften und sich mit der Rolle dankbarer Zuschauer zufrieden gaben. Aus den Mienen dieser denkenden Soldaten las man deutlich: Bei solcher Kampfeslust der Jugend ist auf lange der Bestand der Staaten gesichert! Lieb' Vaterland kannst ruhig sein! — Störung in diese Bürgerkriege brachte meistens das unwillkommene Erscheinen eines Lehrers, und unbequeme Nachwehen freundschaftlicher Prügel krönten das Ende dieser Werke. —

Zur Johanniszeit entfaltete sich in Reval das munterste Leben. Der Landadel kam zur Stadt, um auf dem Jahrmarkt, der zu dieser Zeit abgehalten wurde,

die sämtlichen Einkäufe für's Jahr zu machen und belebte die sonst ziemlich öden Straßen. Da drängten sich die mit vier Pferden langbespannten Kutschen und Kaleschen, die an beiden Seiten mit großen bunten Wappen geziert waren, durch die Gassen, und kleine und große blonde Vorreiter schrien mit freischender Stimme das russische Wort: „бегите,“ welches „hüte dich — sieh' dich vor“ — bedeutet.

Zu Johannis hatte auch der Fuhrmann Bogt, mit Epiknamen Koika benannt, die aus Reval stammende Schaar heiterer Musensöhne aus Dorpat in die Heimath gebracht. Sein Einzug sollte nach seinem Wunsche einem Triumphzuge ähnlich sein, aber nur bloß etwas schwächer als bei den Römern, was die Mittel anbetraf, und etwas stärker, was den Willen anbetraf. Die letzte Nacht auf der Reise ward gewöhnlich im Waitischen Krüge verbracht, in dem am Abend nicht so sehr die bekannten und oft mit jugendlichem Entzücken angeschauten Bilder vertauselt schöner Mädchen des vorigen Jahrhunderts an den Wänden der herrschaftlichen Stube betrachtet wurden, als vielmehr die Reiseflaschen, ob sich vielleicht noch ein guter Nachttrank zusammenbrauen ließ. Die gründlichsten Untersuchungen förderten gemeiniglich so viel an's Licht, daß man reichlich „Gesöff“ hatte, um noch ein paar Stunden unter munteren Gesprächen und Liedern zu verbringen. Inzwischen bemerkt die glückliche Jugend gar nicht, daß die Junifonne aufgehen wollte. Die Morgensonne ruft zur Ruhe. — Die beiden Ältesten erhalten das Vorrecht in alten mit steinharten Lederkissen versehenen Betten zu schlafen, der dritte auf einem stark unebenen Divan, dessen Ueberzeug von sehr verdächtiger Farbe ist. Für die jüngeren Studenten

wird auf der Diele eine Schlafstelle durch Ausbreitung genügender Massen von Stroh bereitet, und diese, wie Frits Reuter sagt, schlafen *table d'hôte*. Die Bevorzugten wurden aber im ruhigen Schlaf durch die in Betten und Divan wohnhaften, gewissenlosen rothen Thierchen häufig behindert. Mit dem Schlage 6 am anderen Morgen tritt Koika, der alle Studenten duzte, wie diese ihn, in das friedliche Schlafgemach von Wait. „Steht auf, Kerls,“ ruft er mit Berserkerstimme, „nu müssen wir weiterfahren. Uhr is sechs.“ — Keiner rührt sich. — „Nu steht no auf! — Halbe Nacht habt Ihr gegriefflacht und jetzt seid Ihr reine Däsmichels. — Steht no auf! — Nehmt no Klesong an! De Kleider sind von de Reis ganz verungenirt, Stiebel sind auch alle dreckig, de müssen noch reingemacht werden.“ — Grabesstille. Endlich flüstert einer schlaftrunken: „Koika, laß reinigen.“ — „Siehst Du, S., Du bist schon lange auf und liegst immer noch,“ sagt vorwurfsvoll Koika. „Es krepirt mir, daß so ein alter Student, wie Du, gar kein Schämstdichnich hat.“ — Nach dieser heftigen Moralisirung wachte einer nach dem anderen auf und Alle waren starr vor Bewunderung als sie den Fuhrmann Bogt in seinem schönsten Wix sahen: Schwarzsammetene Jacke und Beinkleider, rothe Weste, hohe Glanzstiefel; auf dem Kopfe einen niedrigen, schwarzen Cylinder, in der Hand eine lange Peitsche. Nur in diesem Staat brachte er seine jungen Estländer in ihre Vaterstadt. Der lange Stuhlwagen mit 18 Sitzen stand, ringsum geschmückt mit Birken, schon vor der Thür, und Koika's kleiner Hund hatte erwartungsvoll den gewohnten Sitzplatz auf dem Bocke eingenommen. — Toilette machen und Kasse trinken raubte nicht gar viel Zeit. Die frische Morgenluft ermunterte bald die kleine

Schaar. Jeder nahm seinen Sitz im Wagen ein und unter Peitschenknall und Gesang näherte man sich rasch der Stadt. Ein zweiter, kleinerer Wagen mit dem spärlichen Studentengepäck und den leeren Flaschenkörben folgte. Falls die Zahl der reisenden Studenten größer war, so nahmen auf diesem Wagen die Fuchse Platz, die stolz auf die violett-grün-weiße Mütze in die seligen Gefühle versunken waren, wie Vater, Mutter und Geschwister auch stolz sein werden, wenn sie ihn als jungen Landsmann erschauen! Ja, ja, die dreifarbige Mütze und das Farbenband sind keine Spielerei. Sie beweisen, daß der Träger derselben in Anerkennung seiner achtungswerthen Eigenschaften und seines biedereren Charakters von einer großen Zahl urtheilsfähiger, wackerer Mitlandsleute in ihren engeren Verband gezogen ist, in welchem Einer für Alle und Alle für Einen stehen.

Nicht selten wurden jene Vorbereitungen zum würdigen Einzuge in Reval erst in Moik getroffen.

Unsere Bursche näherten sich auf dem Laaksberge der Papierfabrik, von hier oben breitet sich ein weites, schönes Panorama Revals aus. — Das Herz schlug voll Freude Jedem, der seine Zeit fleißig zugebracht, keine Schulden gemacht und rein, geistig und körperlich rein, in das Vaterhaus zurückkehrte. Und weit aus die Meisten kehrten mit diesem Bewußtsein ehrlich zurück. Koika's Horn, mit dem Hüons Horn keinen Vergleich bestehen konnte, ertönte durch die Straßen, und hie und da, und immer wieder hie und da, schauten freundliche Mädchenaugen zu den Fenstern hinaus. „Die Studenten sind angekommen! Nun wird es wieder heiter werden!“ tönte es jubelnd in vielen Häusern. Aber in der That in jedem Kreise, wo

Studenten verkehrten und wenn es auch nur einer gewesen wäre, äußerte sich gemüthliche Ungezwungenheit neben größter Höflichkeit gegen Damen, und war des Lachens und Scherzens, des Humors und der guten Laune kein Ende. Ein dörptscher Student ohne gute Laune war etwas Undenkbares. Aber Sorgen drückten ihn nicht, weil er wenig Bedürfnisse hatte und weil ganz Mittellose sehr selten studirten.

Das Burschenquartier, wo unter Gesang vorgefahren wurde, war Jahrzehente hindurch beim Gastwirth Swoboda in „Stadt Hamburg.“ Hier hing keine dreifarbigte Fahne zum Fenster hinaus, doch manches Paar Beine, denn am liebsten saß man auf dem Fensterbrett mit den beschochten Beinen zur lebhaften Straße hinaus. Dieses Haus und das Gebäude der Kreisschule nebenan wurden später beim Umbau zusammengezogen und sind heute von Husensches Besizthum in der Nicolaisstraße. Hier wohnten diejenigen Studenten, die keine Familie in Reval besaßen, und auch die fremden Studenten, die zum Sommercommers angereist waren. Hier ging es des Vormittags und bisweilen auch des Abends sehr heiter her.

Die damalige Uniform der dörptschen Studenten bestand in einem Frack mit schwarzem goldgestickten Sammettragen, weißen enganschließenden Beinkleidern und hohen glänzenden Stulpstiefeln; auf dem Kopfe der Farbendeckel und bei festlichen Aufzügen an der Seite ein Degen.

Irgend eine Spur von verbitterter Stimmung gegen die Studenten war in keiner gebildeten Gesellschaft bemerkbar. Man hatte die munteren Bursche der Landsmannschaft gar zu gern. Man fühlte auch, daß auf das spätere Leben des Jünglings die Corporation wichtig

einwirkt, daß in dem Zusammenleben mit Vielen der Character sich fester ausbildet, umsichtiger wird, und daß der Jüngling sich in der Corporation leichter abschleift und Menschenkenntniß erlangt. Die Landsmannschaft setzt das junge empfängliche Gemüth weniger Versuchungen aus, giebt ihren Gliedern eine edle Richtung, da ehrenhafter, ritterlicher Sinn ein Grundzug jedes Landsmanns wird, und rohes Wesen, intrigantes Verhalten und Unziemlichkeit gegen Damen nicht vorkommen darf. Ueber studentische Verhältnisse wurden weder gänzlich falsche Urtheile von Leuten, die durch eigenes Verschulden schlechte Erfahrung gemacht hatten, herumgetragen, noch wurde nach Hörensagen ganz unbegründet bitterer Tadel über Dorpat ausgesprochen.

„Stadt Hamburg“ war dem mit vielen uralten Linden bepflanzten Platze vor der Nicolaykirche schräg gegenüber, und die Studenten hatten um Johannis aus ihrem Burschenquartier keine schlechte Aussicht auf diesen schattigen, umzäunten Kirchhof. Es war der Jahrmarktsplatz. Zwischen leichten, hölzernen, das ganze Jahr fast verschlossenen Häuschen führten viele enge Wege zu Töny. Und Töny war in eines Knaben Augen das Ideal von einem Zuckerbäcker. Um Tönys duftende Halle die vielen eleganten Buden, in denen alle in Europa nur denkbaren Dinge lockend zur Schau ausgestellt waren. — Johannismarkt! — Glückliche Erinnerung aus der Jugend. — Früh am Morgen des 20. Juni warteten die Kinder schon lange und mit Sehnsucht vor der Hausthür auf die Klänge der Rathausglocken. Endlich ertönten sie um 8 Uhr bescheiden und wunderbar lieblich. Sie läuteten den Jahrmarkt ein, und jedes Kindergesicht glänzte

vor Freude in der verwegensten Bedeutung dieses Wortes.

Da jeder der zwölf Jahrmakttstage mit der lobenswertheften Gründlichkeit ausgenutzt werden mußte, so begab ich mich natürlich am ersten Tage schon vor Beginn der Schule auf ein halbes Stündchen dahin. Wie jauchzte das Herz auf! In der Nicolaistraße an den beiden Haupteingängen des Kirchhofes stand schon die Polizei in Gestalt festlich und rein uniformirter „Rathswursten“ und mit ihnen die Gensd'armen. Die Erstgenannten bildeten die Sicherheitswache der öffentlichen und Detectiv-Polizei der guten Stadt, joviale, etwas verkommene und leidlich nüchterne Stadtkinder, die aber gar nicht ohne waren. Viele von ihnen sprachen nur Deutsch. Und was für ein Deutsch? Ein sehr gewähltes, mit genügender Zugabe von Witz, wie sie nicht ohne Stolz behaupteten. Wer von ihren Dienstgenossen nicht ächt germanisches Blut in den Adern hatte, den hielten die Rathswursten „man für so so“. Alle wollten nur Anspruch auf den Rang eines Raths- oder Stadtsoldaten machen. Deshalb nahmen sie seltsamer Weise die sämtlichen Revalern sehr geläufige Benennung „Rathswurst“ für einen unpassenden Schimpf. Wären ihre Forschungen in der Landesgeschichte ebenso umfassend gewesen, wie die in den Stadtkneipen, so hätten sie wissen müssen, daß von schwedischen Studenten eine unglückliche Verdrehung aus dem schwedischen Worte — *gärdwår*, d. i. Stadtwächter, welches sehr ähnlich, wenn rasch ausgesprochen, wie *korfwar*, d. i. Wurst, klang, zu Stande gebracht worden ist. Schwedens Herrschaft über Reval wurde die unschuldige Veranlassung, daß auch bei uns die Rathssoldaten — Rathswursten genannt wor-

den sind, — ein Ruf, auf den sie nicht hören wollten.

Des Nachmittags spazierte die ganze fashionable Welt zwischen den Budenreihen des Jahrmarktes, doch gehörte es nicht zum guten Ton und ob man auch in der nächsten Nähe wohnte, den kurzen Weg, etwa aus der Breit- oder Raderstraße zu Fuß bis zur Eingangsthür zum Jahrmarktsplatz zu machen. Fußgänger waren nur solche Leute, die schon aus Gewohnheit auf dem revalschen Pflaster zu gehen verstanden. Bei der Menge der zur Nicolaistraße heranfahrenden Equipagen hatten nun die Gensd'armen und die Rathssoldaten mehr Amtsgeschäfte, als je im Jahre. Die Ersteren theils beritten, theils zu Fuß, nahmen sich in ihren hellblauen Cavallerieuniformen stattlich aus und waren thatsächlich Militärs. Die Letzteren, nach ihren Begriffen auch ganz solid militärisch gekleidet, hatten in ihrem reizbaren Gemüth ein gewisses Gefühl der Zurücksetzung und moquirten sich in ihrer Muttersprache über die russisch sprechenden Gensd'armen, von denen sie meinten, daß diese anzügliche Reden führten. Der Rathssoldat Amann sagte: „Ob der Schandar seinen steifen Kopfschweif auf'n Kopp hat oder nicht, er bleibt doch der emsamigste Schafskopp. Ich versteh nicht was er da redet, aber so'n Kerl kann nur sehr dämliches Zeug reden. Seh, Bemann, Stückner sechs von solche impertinente Kerls hat man no hergestellt, und was machen se?“ — „Breit machen se sich,“ sagt Bemann. „Solche patzige, bleumerante Kohlvertilger! Se taxiren de Menschen ganz falsch und verungeniren auch de Ordnung mit de Equipaschen.“ — „Ja, Bemann, da hast du wieder den Nagel auf'n Kopp getroffen. So ist es,“ bestätigt anerkennend Amann; gestern

Abend war ein Geschrei und Lärm von de Landrathskutscher und de groben Gouverneursvorreiter. Die Polizei war in bedrängten Umständen und de ganze Ordnung wollte in de Brodulse gehen. Kumm, Malsch und Stolpe machen sonst keine Sperenzien nich, aber diesmal crepirte es mir doch, daß alle drei Kwartalniks in ihre unschuldige Angst von wegen Gouverneurs unter de Leute in'n Jahrmarkt herein gingen. Du warst nicht hier, Bemann, hättest du gesehen, wie sie da mich nichts dich nichts spazierten. Keiner wollte et's mit'n Landrathskutscher und mit'n groben Gouverneursvorreiter zu thun haben." — „Ja, Amann," fiel der College Gemann in's Gespräch, "ich war schon bang, daß alte Polizeimeister Krieth kommt, der salomont gleich, giebt uns für alle Mühen schnöden Dank und sagt: Wir sind immer an alle Unordnungen schuld; wir können gar nichts fertig kriegen; wir sind Bangbüren. — Wir und Bangbüren?! Wer kann wohl mehr Korasch haben?! aber wenn der Alte einmal sein polizeimeisterlich Mißvergnügen kund giebt, so ist er gar nicht in Resong zu bringen. Wir halten am Besten das Maul." — „Das hab' ich immer gesagt, daß Maulhalten das Beste ist," meint Amann. „Als Vicegouverneur Löwensterns Kutscher auch sich fing an breit zu machen, da kam, Gott's Glück, Gouverneur Budberg selbst heraus und wollt' nach Haus' fahren, und wie er war weg, war kein Zank mehr."

Der damalige Polizeimeister, Major von Krieth, den man von ferne schon an seiner weißen Mütze erkannte und der täglich die Straßen der Vorstädte umritt, war ein Schrecken des vagabundirenden Gesindels, welchem es damals nicht gelang, Reval zum Schauplatz seiner Thätigkeit zu machen. Glückliche Zeit, in

der Feder bei unverschlossenen Thüren, wenn auch nicht unter seinem Feigenbaum, so doch unter seiner bunten Flickendecke ruhig schlafen konnte.

Doch verweilen wir noch bei unserem Jahrmarkt. Nach einiger Zeit, die von den Rathswursten mit Vertreibung nicht eintrittsfähiger Hunde mit Gemüthlichkeit ausgenutzt, und der Rath „beiß lieber, aber bell nicht“ häufig erteilt wird, hat Amann wieder Gelegenheit genommen, sich über einen Genßd'armen zu ärgern und plakte wüthend heraus: „Ich werde vor Merger schon ganz grün, wenn ich den blauen Kerl seh'! Glück wie er mir anguckt und grieslacht! Ich glaub er lacht über uns?“ „Merger dir nich, und red' dir nich um Ehr und Reputatschion,“ tröstet Bemann, „bleib' Philosoph und denk' mit Salomo: Ein Schandarr kann uns nicht taxiren!“

Jahrmarktslust und Jahrmarktsfreude erfüllte Groß und Klein. Im Sonntagsstaat begaben sich Eltern und Kinder unter die Schaulustigen und Kaufliebhaber. Nicht nur wurden Borräthe an Zeugen, besonders Bombassin, Ranking und Ziz, Colonial- und Metallwaaren, Mode- und selbst Luxusartikel für's ganze Jahr eingekauft, sondern der Jahrmarkt war auch der Ort, wo man sich vergnügte und wo die herangewachsenen Töchter gezeigt wurden. Bekannte saßen in Gruppen zusammen vor Tönn's Conditorei, genossen Kuchen, Chocolate und à la glace. A la glace, nicht Eis, denn unter letzterer Benennung verstand man nur gefrorenes Wasser. Das Fremdwort war so süß und aromatisch, wie der erfrischende Gegenstand selbst. Fremdwörter hörte man überhaupt viel, und namentlich französische in schlecht zusammengefüigten Sätzen, von einem Theil des höheren Publikums, der sich dadurch

von dem nicht so hohen vernehmlich unterscheiden wollte. — Viele Bürgerliche hatten auch französisch erlernt und sprachen die Sprache recht gut, aber sie zogen es vor auf Straßen und an öffentlichen Orten sich in ihrer Muttersprache zu unterhalten.

Doch lassen wir die Alten, die bei jeder Gelegenheit und so auch auf dem Jahrmarkte, zu vorsichtig im Geldausgeben waren, zumal die vielen angereisten Kaufleute ebenso wie die einheimischen die auffallende Schwäche besaßen, immer gleich baares Geld zu verlangen. Der Johannismarkt war eine glückselige Zeit für uns Kinder. Töny war nicht allein mein Freund, aber er hatte vor meinen anderen Freunden, als Cavigel und Seywang und Mattly und Tschur, den großen Vorzug: — er war auf dem Jahrmarkt und ich hatte die Erlaubniß, meine Groschen ohne eine Sünde zu begeben im Genuß alles Süßen bei ihm anzubringen.

Die Einkäufe der Erwachsenen behagten mir gar nicht, weil sie nicht nach meinem Geschmack waren. Ich hatte eine unbezähmbare Leidenschaft für Zinnsoldaten, und es gab dort mehrere Tische voll Zinnsoldaten. Und was für Zinnsoldaten?

Aber ich war auf dem Jahrmarkt in dem Maße aufrichtig in der Aeußerung meiner Wünsche, wie meine Eltern vorsichtig in der Wahl der Mittel zur Erreichung jener Wünsche, und meine zinnernen Schwadronen und Compagnien waren mir nie vollzählig genug, daher auch immer geschont und auf Friedensfuß. Der neue Hut, das neue Stöckchen, die neue Gurte oder die rauschende Militairmusik erregten in mir nie ein so warmes Interesse, wie jene Frau mit den Zinnsachen auf dem Jahrmarkte. Jene liebe Frau

im weißen Hut mit Rosabändern und den Zinnsoldaten!

So viel ich unter meinen Kameraden nach aufrichtigem Bekenntniß geforscht hatte, welches Vergnügen uns am billigsten und amüsantesten geboten werde, so war stets die eine Antwort: Der Johannisjahrmarkt. — Wer wird und kann es unter so besagten Umständen jenem Schüler verargen, der von seinem Lehrer Hagen nach den drei christlichen Hauptfesten gefragt zur Antwort gab: Weinacht, Ostern und der Johannismarkt. —

An unseren naßkalten Tagen zu Ende Septembers wurde und wird noch heute vor der Karripforte ein „Vieh- und Krammarkt“ abgehalten, der aber vor den Augen unserer Jugend sichtlich kein sonderliches Wohlgefallen fand. Die Benennung Krammarkt war hier unberechtigt. Nur Rindvieh und Pferde mit Strohbüscheln an den Köpfen wurde behandelt, getauscht, gekauft. Dabei tummelten sich estnische Bauern, vom gebrannten Wasser in ihrer Art äußerst angeheitert, zu Fuß und zu Roß in vollendeter Plumpheit umher und freuten sich des Lebens im — Schmutz. —

Von glaubwürdigen alten Männern brachte ich in meinen jüngeren Jahren in Erfahrung, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts auch in unserer guten Stadt ein vollständiger Mangel an Religiosität geherrscht hat. Es lebten Kinder ihrer Zeit, die so leicht die Folgen dieses Mangels ertrugen. Wenn auch zügellose Ausschweifungen sehr selten waren, so lebten doch sittenlose Herren jeden Standes, die im traulichsten Verkehr mit Schuspielerinnen Geld und Familienglück aufopferten. Mit Behmuth muß aber auch eingestanden werden, daß in Folge dessen selbst manche Frau jener

Zeit aus den sogenannten besseren Familien von jener lockeren Moral sich leichtfertig soll besiegen haben lassen.

Da trat ein ehrlicher Kämpfer für Religion und gute Sitte in der Person des Superintendents Mayer auf. Diesem wackeren Prediger ist Neval zu unsäglichem Dank verpflichtet gewesen. Mayer griff streng und kräftig in die faulen Zustände jener Zeit ein, ohne zu beleidigen. Er wies den Leuten liebevoll den rechten Weg, und kränkte nicht von der Kanzel Diejenigen, die im Hause Gottes Trost suchten. Was er ehrlich den Sündern zu sagen hatte, brachte er nicht aus sicherster Position an die falsche Adresse. — Ob er einen Unterschied zwischen Arm und Reich gemacht hat, weiß ich nicht. Ob er mit Rath und That herbeieilte, wo es galt zu helfen und zu trösten, weiß ich auch nicht. Daß er den Uebermuth besessen, der da verlangt, daß alle Menschen das glauben sollten, was er glaubte, ist hoffentlich nicht der Fall gewesen. Er stand allgemein in dem Rufe eines achtungswerthen Mannes Gottes, der segensreich wirkte. Sein Einfluß wurde ein unbegrenzter. Wenn auch der Kirchenbesuch zu Mayers Zeit ein viel schwächerer war, als gegenwärtig, so war dies, wie es jedem Verständigen einleuchtet, keinesweges ein Beweis von lauem religiösen Sinn. Erst in seinem vorgerückten Alter erlag er dem chronischen Uebel allzulanger, ermüdender Predigten. Es mag ihm dann absonderlicherweise nicht eingefallen sein, daß es eine Unwahrheit sei zu behaupten, der Mensch könne länger als eine halbe Stunde gespannt aufmerksam einer guten Predigt folgen; einer schlechten wohl, aber nicht mit Aufmerksamkeit, sondern mit etwas Kirchenschlaf. Man pflegt

die Erklärung zu geben, mancher Prediger hörte sich selbst gern sprechen. Ich glaube alles, aber daß ich so eine Erklärung glauben sollte, kann Keiner von mir in meiner Eigenschaft als guter Christ verlangen. — Mayer, und wiederum im Alter, trat bisweilen wenn die Gemeinde nicht choralfest genug war, aus der Sakristei hervor und rief mit tiefer Bassstimme: „Aber, Christen, singt doch!“ Es war damals mit dem Kirchengesang auch nur so bestellt; die Männer mäckernten oder brummteten und die Frauen sangen ganz bescheiden in Gedanken.

Mayer konnte ein Aufstehen und Umherwandeln in der Kirche, überhaupt ein Suchen der Plätze nicht vertragen. Und dies mit vollkommenem Recht. Er unterbrach dann stets seine Predigt und schaute über die Brille nach dem Störensried. Einst ertönten etwas zu laut in der Klaukirche die Tritte von Schiffseuten, welche gründlich beschlagene Matrosenstiefel trugen. Der Alte hält an, guckt längere Zeit über die Brille, endlich bricht seine Ungeduld in ein „Was sucht Ihr?“ aus. „Wer säukten man de Dör,“ war die unschuldige Antwort.

Mit krauser Stirn vollzog er eine Taufe, wenn im Nebenzimmer an dieser heiligen Handlung weniger Betheiligte die Flaschen entkorkten, um nach dem letzten Amen den meist auch getauften Wein überraschend schnell zu präsentiren. Immer unterbrach er in einem solchen Falle seine Taufrede durch eine an die Schuldigen gerichtete Strafrede, die er zu seinem großen Verdruß wiederholentlich und wider Willen einfließen mußte. Hatte er nun hier nicht auch vollkommen Recht?

An der Domkirche wirkte nach Hörschelmann als Generalsuperintendent der Dr. Rein, ein wackerer

Prediger von humaner Gesinnung und ein liebenswürdiger Mensch. An der Nicolaiikirche bekleidete Gebhard das Amt eines Oberpastors und diesen hörte ich fast jeden Sonntag, obgleich unsere Familie zur Olaigemeinde zählte. Aber mein hochseliger Vater war sehr tolerant. Er erließ mir zwar nicht den regelmäßigen Kirchenbesuch, jedoch überließ er mir die Wahl der Kirche, und da ging ich am liebsten zu Gebhard, und der hielt die kürzesten Predigten.

Im Jahre 1831 kam August Huhn als Pensionsinspector an die Domschule, und dieser Mann war zugleich der erste Lehrer der Turnkunst in Reval. Später vocirte man ihn als Diaconus an die Olaiikirche und kurze Zeit darauf trat er noch in das Amt eines Oberlehrers der Religion am Gymnasium. Mit diesem hochbegabten Kanzelredner begann eine neue Aera in kirchlicher Beziehung. Seine energischen auf Herz und Gemüth tief wirkenden Predigten trugen wesentlich zu dem ununterbrochen wachsenden Kirchenbesuch bei. Er war Verfasser von Erbauungsschriften und ließ viel Predigten drucken, die ihm einen begründeten Ruf weit über die Heimath hinaus verschafften.

In der einzigen, aber sehr zahlreichen estnischen Gemeinde zum heiligen Geist wirkte nach Pastor Siegel's Tode der Pastor Drese am thätigsten. Mit aller ihm zu Gebote stehenden geistigen und körperlichen Kraft bemühte er sich Christenthum und Civilisation, Sittenreinheit und vernünftige Gesinnung bei den Stadtesten zu fördern. Diese seine eifrigsten Bestrebungen erkannte er leider nur zu oft als vergebliche. Er war aber bei seinen Gemeindegliedern sehr beliebt, und in ihren Augen und Ohren war sein größter Vorzug — das gewaltige Organ. —

Die hervorragende Mehrzahl des estländischen Adels beiderlei Geschlechts übertraf damals durch Bildung und Geld die Mehrzahl der Städter, insbesondere die Kaufleute und Handwerker, welche zum großen Theil ihren Erwerb vom Landadel bezogen und deshalb in einem überaus ergebenen Verhalten ihre besondere Force hatten. Vor dem Edelmann bückte man sich tief, vor jeder andern nicht immatriculirten Persönlichkeit lüftete man kaum das theure Haupt. Die Menschen, die man Städter nannte, taxirten ihre Mitmenschen, die man auch Städter nannte, falsch. Die geistigen Fähigkeiten und die geistige Arbeit erkannten die lieben Mitmenschen schlecht, und wollte sie Jemand belehren, so hörten einige Mitmenschen ihn ganz ruhig an und sagten: „Ja, Sie haben Recht,“ und guckten ihn dabei ganz unschuldig an. Wenn der Belehrer Titel hatte und dazu auch ein Herz, so schenkten andere Mitmenschen ihm, dem Manne ohne „von,“ allenfalls auch etwas Glauben, doch forschten sie dabei mißtrauisch, ob nicht eine Spur von gewissenlosem Ehrgeiz vorhanden wäre, wodurch er, der Gelehrte, sich höher dünken wollte, als andere Bewohner der guten Stadt. — Aber bei vielen Schwächen war der Kern ein gesunder. — Unsere Bürger, Kaufleute und Handwerker, waren durchweg Deutsche. Der Sohn des Handwerkers ergriff häufig das Geschäft seines Vaters, die Tochter des Handwerkers brauchte nicht zu stolz zu sein, einen Meister zu heirathen. Gesellen und Lehrlinge des Kaufmanns- und Handwerkerstandes waren Deutsche und rekrutirten sich nicht, wie in der Folge, durch rein estnische Bauerjungen. Die Meister waren fleißig bei der Arbeit und zeigten nur eine geringe Thätigkeit im Canutus. Der Drang zum Ver-

dienst war bescheiden, doch dasselbe wickelte sich still, aber stetig ab.

Der Adel war abgeschlossen. Nur die großen glänzenden Bälle und die interessanten Maskeraden des Gouverneurs, des hocharistokratischen Baron Gott-
hard von Budberg, und später die des lebenswürdigen Paul von Bendendorff führten die höheren Beamten, die hervorragenden Gelehrten und die Vertreter der städtischen Corporationen in ein Local mit dem Adel zusammen, wo alsdann die adeligen und bürgerlichen Männer wohl manches Wort, das eben nicht Geldgeschäfte berührte, mit einander sprachen; doch die adeligen Damen waren so gebildet, daß sie keinen Augenblick ihren Stand vergaßen und der bürgerlichen Weiblichkeit nie zu nahe traten. Doch das störte den angenehmen Abend gar nicht.

Im März, im September und um Johannis war der Adel seiner Geldgeschäfte wegen am zahlreichsten in der Stadt versammelt. Von Zeit zu Zeit aber mußte er auch außer diesen Terminen zu den Landtagen erscheinen. Ein solcher großer Landtag des „Herzogthums“ Estland wurde auf allen Plätzen und in den Hauptstraßen vom Sekretair des harrischen Manngerichts feierlichst und würdigst ausgerufen. Vor ihm reitende Gensd'armen und Stadtsoldaten zu Fuß, neben ihm die Führer seines Rosses, hinter ihm die mit Dreieckern auf den Köpfen gezierte löbliche Dienerschaft der Ritterschaftscanzelleien, natürlich auch zu Pferde. Dazu aber noch ein Chor berittener Blechbläser, die nach jedem Ausruf des Sekretairs dermaßen Tusch bliesen, daß dieser sonst friedliche Reiter in vollster Uniform sich nicht sehr gemüthlich auf dem erschreckten Pferde zu fühlen schien. Doch diese Stra-

paze brachte ihm ein hübsches Sümmden Geld ein und gehörte zu den ordinairn Verpflichtungen und extraordinairn Sporteln seines Amtes. —

Die Väter der Stadt, wie die poetische Bezeichnung für die Glieder des Raths war, unternahmen jährlich am Thomastage einen festlichen Zug von dem Rathhause über den Markt in die Rathscapelle, um Gott zu danken für die glückliche Beendigung ihrer Jahresarbeit. Die Aelterleute der beiden Gilden und die Abgeordneten des Corps der Schwarzenhäupter folgten stolz und andächtig im Zuge. Das Gewehr präsentirte die in Reih und Glied mit Hauptmann, Fahnenträger und Trommelschläger auf dem Perron der Rathswache aufgestellte und auf das eleganteste costümirte Compagnie der Rathssoldaten: dunkelblaue Uniform mit rothem Kragen, rothen Aufschlägen, rothem Vorstoß, gelben Knöpfen, kolossalem, mit breiten und schmalen, gedrehten weißen Troddeln und Schnüren umhängten Riwer; an weißem breiten Riemenzeug hingen Seitengewehr und Patronentasche. So schulterten diese Biedermänner das Gewehr, das bei Allen mit einem Bajonett, bei Wenigen ohne Schloß war. Feuer leuchtete am Thomastage aus ihren Gesichtern, und doch lag wieder in ihren Blicken so viel sanftmüthige Liebe, gepaart mit martialischer Ritterlichkeit. — Wenn mich mein sonst treues Gedächtniß nicht täuscht, so könnte ich mit Gewißheit erklären, daß nur zwei Rathswursten aus der ganzen Compagnie hinkten. —

Ein reges Interesse für die Politik war in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts durchaus nicht in Areal zu suchen. Die Leute lasen zum Zeitvertreib in der Petersburger deutschen Zeitung. Von aus-

ländischen Blättern fand sich fast allein nur „der Hamburger unpartheiische Correspondent“ vor. Des Sonntags morgens wurde das armselige und einzige Localblatt, — „die revalschen wöchentlichen Nachrichten“ —, herumgetragen, dem noch in dem Hause am meisten Aufmerksamkeit geschenkt wurde, nicht so sehr wegen der amtlichen Nachrichten, sondern wegen der verschiedenen Annoncen. Der größte Vorzug dieses Blattes war dem patriotischen Abonnenten das dicke und zugleich weiche Papier.

Wie Reval seit langer Zeit gegen das Ausland immer um 50 Jahre zurückgeblieben ist, so erblühte die Zopfzeit bei uns auch viel später und der Zöpfe gab es dann in der Gesellschaft die Hülle und die Fülle, und was für Zöpfe? Urkomische Patrone und seltsame Originale, wie die spätere altkluge Zeit sie nicht hervorzubringen im Stande war. Aber diese drolligen Herrchen waren bei all' ihrem Starrsinn meist sehr gutmüthig.

In älterer Zeit hatte es in Reval auch Freimaurerlogen gegeben, die eine „zu den drei Streithämmern“ und die andere „Zfis“ benannt. Zu diesen Logen gehörten die Besten. In ihnen gab es keinen Standesunterschied und vom Edelmann bis zum Handwerker reichten sie sich Alle unter einander in Einigkeit die Bruderhand. Recht freundschaftlicher Verkehr und Wohlthätigkeitsfönn zeichnete diese edelen Männer aus, die jede Spur von gewissenlosem Ehrgeiz, jede Doppelzüngigkeit, jedes treulose, intrigante Verhalten gegen ihre Mitmenschen haßten. Als die Logen von der Regierung geschlossen worden waren, traten die früheren Freimaurer in die vorhandenen Clubs ein. Dadurch kamen edlere Reime in die

bisher fastenartig geschiedenen Abendgesellschaften der Clubs, als des Actienclubs, der Schwarzenhäupter-gesellschaft, des Canuti-Gilden-Clubs und der Erholung. Die erstere war nur vom Adel besucht, aber recht schwach besucht; die zweite, seit 1820 am wenigsten exclusiv, von Adeligen, Militairs, Gelehrten, Beamten, Künstlern und Kaufleuten. Der Club der Canutigilde hatte meist nur zünftige Handwerker zu Mitgliedern und in die „Erholung“ konnten zwar dieselben Stände wie im Schwarzenhäupterclub eintreten, jedoch weder niedere Beamten noch Kaufgesellen und vom Militair nur Stabsoffiziere. Die Geburtsaristocratie war also im Actienhause vertreten, die Geistes- und Geldaristocratie meistens in der Erholung.

Veranlaßt durch häufige Störung und Uebertretung der durch die Erfahrung gebotenen strengen Gesetze des Canuticlubs hatte die Vorstehercommission kein Sinecurenamt. Manche zu gerade Herzensergießung, mancher etwas zu derbe Ausbruch von Wuth, begleitet von drohenden Fäusten, konnte von der Commission nicht immer, wie gewünscht, als harmloser Scherz bezeichnet werden. Wer konnte es wohl den geplagten Vorstehern verdenken, wenn sie in ihrer sittlichen Entrüstung den Schuldigen bestraften? Für kleinere harmlose Scherze und für kleinere Dummheiten mußte man den Saal verlassen und zwar in aller Stille, ohne viel Aufsehens. Für größere harmlose Scherze und für größere Dummheiten ward man als abschreckendes Beispiel unter Vorsteherbegleitung durch den ganzen Saal geleitet und dann weiter mit musicalischer Begleitung und Pomp in's Vorzimmer abgeführt. Der Schuldige unter Ausbrüchen tiefster Entrüstung über sothane Ungerechtigkeit nahm seine „Scha-

nilje“ und ging mit möglichstem Glanz aus der Thür. Man konnte auch auf Monate und Jahre vom Besuch und der Mitgliedschaft des Canutus ausgeschlossen werden. Man konnte auf 99 Jahre ausgeschlossen werden. Das war das höchste Maß der Strafe, und in dem Falle mußte der Sündenbock ein schweres Vergehen begangen haben. Was könnte das für ein Vergehen gewesen sein?

Die Schwarzenhäuptergesellschaft war derjenige Club, in dem die meisten Stände zusammentrafen und der größte und lebendigste Verkehr mit Austausch der interessantesten Neuigkeiten sich behauptete. Jedermann fühlte sich dort in seiner Weise wohl, denn er konnte jeden ihm beliebigen Kreis finden. Allabendlich um Schlag 7 fanden sich die Leute zum Plaudern oder zum Kartenspiel ein. Das Möglichste in letzterer Hinsicht wurde Donnerstags und Sonnabends fertig gebracht. Dann konnte man mit vollkommenster Sicherheit hoffen, Bekannte oder Geschäftsleute, die man aufsuchen wollte, daselbst zu treffen. Ein Angereifter präsentirte seine Gegenwart dort gleich zuerst, und am anderen Morgen wußte die ganze Stadt von ihm zu reden. Um 11 Abends war es jedoch in den Sälen schon still, denn selten verspätete man sich dermaßen in heiterster Umgebung beim Abendessen, daß man diese bürgerliche Zeit nicht einhielt. Um 11 Uhr war jeder ehrliche Sohn Revals schon zur Ruhe gegangen, und Schmach kam über Denjenigen, der es nicht mit dreister Stirn abzuleugnen verstand, wenn er Morgens 6 noch das Bett gehütet hatte.

Ausnahmen von diesen allgemein gültigen Lebensregeln machten die Mitglieder am festlich begangenen Stiftungstage des Clubs und am Sylvester oder Dick-

Kopfsabende. Die Hauptfeier des letzteren begann zwar um 12 Uhr Mitternachts, aber schon lange vor 7 Uhr waren die von der Würde des Sylvesterabends am tiefsten Ergriffenen, nachdem sie zum letzten Mal im alten Jahr von allen den Ihrigen zu Hause den zärtlichsten Abschied genommen, im Clubensaal erschienen. Gleich trat ein Diener mit großem Präsentirteller den Eintretenden entgegen und offerirte ihnen den ersten Labetrunk in Form eines Glases Punsch, und heute war Regimentspunsch, das heißt, der Club kredenzte ihn ohne Nachzahlung.

Aber sehr bald hatte sich der Saal mit ziemlich concreten Wolkenmassen scharfen Rauches gefüllt. Man rauchte Kanaster aus Thonpfeifen oder Meerschäumköpfen, später den beliebten Schukow aus „Stambullen“ und verbrannte dabei eine Unzahl Fidibusse. Die ihrer Zeit Vorangeeilten prahlten mit Cigarren, deren äußeres helles Deckblatt mit Negerthränen besprenkt sein mußte, und deren Inneres von zweifelhaftem Gemisch war, wie jedes Unparteiischen Geruchsnerven solches hätten eidlich beschwören können. Doch die Rauchwolke verschiedenartigster Entstehung nahm nicht nur von Stunde zu Stunde an Dichtigkeit, sondern durch Ausbreitung in allen Nebenzimmern auch an Dimension zu, gleich wie die Fröhlichkeit an den vielen Kartentischen an Dimension zunahm.

Als einst an einem solchen Sylvesterabende sich die Gesellschaft versammelte, trat auch der fingerstarke Protocollist, Rath R., mit seinem natürlichen Antlitz, aus dem die Folgen des Alkohols ganz verschmißt aus Nase und Wangen hervorleuchteten, in den Saal. Rath R. aber hatte wiederholt die Kraft seiner Finger beim „Gun Amend“ und beim obligaten Händedruck so

späßig offenbart, daß die Quetschung manchen Schmerzensschrei von Seiten der Passiven hervorrief. In Folge eines lehtthin abermals vorgenommenen Spases, den aber R. etwas rachsüchtig an einer ihm wenig zusagenden Persönlichkeit in Ausführung brachte, klagte der arme Gedrückte bei der Vorsteher-Commission, welche den Fall untersuchte und das Endurtheil abgegeben hatte, daß R. den unstatthast begrüßten Kläger um Vergebung bitten oder die Gesellschaft künftig meiden sollte. Rath R. wünschte weder das Eine noch das Andere. Als er nun am Sylvesterabend mit dem lieblichen Aurorengesichte doch erschienen war, so wies Jedermann die dargebotene Rechte zurück, und R., der sich dem Urtheil der Commission noch immer nicht fügen wollte, wurde von zwei Vorstehern artigst und standesgemäß hinauscomplimentirt. Er ließ sich den vom Vater ererbten, blau überzogenen, steifen Bärenpelz vom Schweizer umhängen und ging würdevoll und mit möglichstem Anstand nebenan in den Canutus, wohin er sich sein Lebtag mehr hingezogen fühlte und ein treues Glied bis an sein selig Ende geblieben ist.

Boston und Whist, seltener Lombre und Tarok, waren die beliebten Spiele auf dem Schwarzenhäupterclub und die Spieler blieben oft das Jahr hindurch dieselben in festen Parthien. Die Menge der von Mitgliedern eingeführten Gäste gestattete bisweilen am Sylvesterabende dieselbe Zusammensetzung der Parthien nicht. Aber nur gute Bekannte, unter denen es ganz ohne Ceremonie hergehen konnte, traten auch dann nur zur Parthie zusammen. — Der Sekretair D. und sein Schwager der Kaufmann R. hatten schon manche schöne Stunde ihres Lebens seit manchen Jahren am grünen Tisch verbracht. Kaufmann R. muß entweder vom

Glück nicht sehr begünstigt gewesen sein, oder in Folge seiner natürlichen Anlagen nicht genug *esprit de jeu* besessen haben, denn er verlor nehmlich häufig im Kartenspiel und meinte seine Mitspieler schinden ihn und nannte dieselben immerhin etwas zweideutig „Schinders,“ ohne aber bei seinem gutmüthigen Wesen und seiner harmlosen Bildung Jemanden damit beleidigen zu wollen. Der Sekretair D. nahm sich seines Schwagers immer recht stiefväterlich an, fand seinen Spaß darin, ihn im falschen Deutsch zu bekräftigen und den Mangel an Bildung durch verkehrte Erläuterungen zu unterstützen. Aber Kaufmann R. war kein unangesehener Mann; er war praktisch und hatte Geld. Die beiden Schwäger hatten zum Dritten in ihrer heutigen Sylvesteraabendsparthie den alten Grauen, den Archivar H., der das Kartenspiel ein *Paster* nannte und dem dasselbe viel Vergnügen bereitere. Ihr Vierter sollte heute ein Gast aus Weissenstein sein, Kaufmann S., in dem Uberglaube mit allzugroßer Frauenliebe, heiterer Sinn mit gänzlichem Mangel an Wissen gepaart war. Die drei ersteren Spielcameraden warteten schon eine Zeit lang. Kaufmann R. ging unruhig auf und nieder. „Wo bleibt nu der vierte Schinder?“ fragte er mal auf mal ungeduldig und schaute dabei auf die Eingangsthür. Endlich erscheint der weissensteinsche Kaufmann S. — Der Sekretair D. tritt ihm freundlichst entgegen und begrüßt ihn mit den Worten: „Spät kommt Ihr — doch Ihr kommt! Der weite Weg, Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen.“ — „Es ist ja gar nicht spät, erwidert ganz unschuldig Kaufmann S., „die Domuhr schlug eben erst sieben, und ich habe auch gar keinen weiten Weg, ich wohne bei Schwester Malchen in der Rußstraße.“ Der Archivar H.

tritt hinzu und begrüßt auch seinen Vetter S. — „Gut Amend, lieber Vetter,“ sagt S. und klagt ihm treuherzig: Herr D. ist immer ein Spaßvogel. Nun macht er eben einen neuen Spaß und nennt mich sogar Graf. In Weissenstein sind gar keine Grafen, und ich bin weder Graf, noch heiße ich Isenflamm. Der Archivar lächelte still und der Sekretair entschuldigte sich: „Nichts für ungut, nichts für ungut, lieber Herr S. — Das war nur so schillerische Redensart, die mir ent schlüpfte. Kommen Sie, R. ist schon ganz Erwartung.“ — „Wirklich?“ fragte S., und ließ die beiden Anderen in Ungewißheit, ob er dieses „Wirklich“ auf schillerische Redensart oder auf R.'sche Erwartung bezog.

Kaufmann R. hatte inzwischen von einem unbefetzten Kartentische die Glocke ergriffen und klingelte. Der Diener Silvio sprang herbei. „Gute Sechszig Copekens Karten und zwei heile Lichter,“ befahl R., und Karten und Lichte wurden gebracht. — „Sind die Marken richtig gezählt?“ „Ja, Herr,“ war Silvios Antwort. — „Nun, so ziehen wir, — die kleinste Karte giebt an,“ sagte R. und hat selbst die kleinste Karte gezogen. „Ich habe die Wahl, ich setze mich mit dem Rücken an der Wand, dann kann ich über den ganzen Saal sehen. S. Sie haben die nächste Karte. Sie sind mir mein Nachbar zur Linken.“ Der Sekretair setzte sich seinem Schwager R. gegenüber, und der Archivar als vierter war S.'s vis-à-vis. Jeder überzählte nochmals die Kasse und Kaufmann R. begann die Karten zu mischen. Diesen Zeitpunkt benutzte Kaufmann S. um sich zu erkundigen, wie hoch die Herren spielen. „Wir spielen immer zum Copeken, und von der Pulje wird jedesmal so viel abgezogen, als das Kartengeld beträgt,“ erklärte Archivar H. —

„Wir spielen, unterbricht diesen der Sekretair D., nur des Vergnügens halber, und dazu ist das Boston grandissimo ganz geschaffen. Krafehler können da nicht mit-spielen,“ fügt er als Ermahnung hinzu und schaut dabei von der Seite in das alte treuherzige Archivarengesicht. Der gute Archivar nehmlich erhitzte sich sehr leicht beim Spiele. — „Doch Schwager, da du angiebst, so vergiß nicht die Striche zu machen,“ ermahnte D. — „Weiß der Deuwel,“ sagte R., das vergeß ich immer; lieber H., machen Sie gefälligst die Striche, aber auch dann die Pulje für mich.“ — „Schön,“ erwiderte der Archivar und mit den Fingern unter die hohe Halsbinde fahrend, fügte er hinzu: „Heute wird's mal wieder heiß werden, — und dieser Rauch!“ — „Da du kein Raucher bist, lieber H., so kannst du dich nur durch mehr Trinken retten, und eine Hitze vertreibt die andere, similia similibus,“ lautet des Sekretairs tieffste Ueberzeugung. — „Hoh, kleben diese Karten an einander,“ murmelt Kaufmann R. und hat sich richtig vergebem. „Also noch einmal; heben Sie ab.“ — Das zweite Mal kam es aus. — „G., du sagst an,“ ermuntert der Archivar. — G. paßt. — Darauf der Sekretair: „Ich sage aber an und zwar 7. Was liegt oben?“ Coeur. Da 7 Solo in der Oberfarbe“ deklarirt er als die anderen drei gepaßt hatten. Er zieht Aß, König, Dame, Bube herunter. „So leiert der Kommandant von Narva herunter,“ meint Kaufmann G. — Alle feindlichen Coeurs waren heraus und der Sekretair deckt noch 3 Coeurs auf. — „Aber warum spieltest du nicht grandissimo?“ fragte etwas höhnisch lächelnd der Schwager. — „Weil ich nicht in der Vorhand war, theurer Schwager.“ — „So schreib doch wenigstens 3 in's gute Loch. Seht, Freunde, so

geht es schon an mit seinen Solospielen. Er hat alle Abends ein unverschämtes Loch.“ — Mit einem: Das erste Spiel ist Gift benahm der Sekretair den Anderen ein auffallendes Gefühl des Neides. — „Nun, weiter, nun kann es wieder losgehen.“ — Kaufmann S. hat die Karten ausgetheilt. D. und H. passen, R. sagt ein Boston an. — „Nein, ich gehe nicht mit,“ erklärt Kaufmann S. — „Ich gehe mit,“ sagt der Sekretair. — „Wollen wir uns stramm halten, Better,“ fordert der Archivar den S. auf; „es müßte mit den Bösen zugehen, wenn dieses Spiel gewonnen wird. Ich habe selbst beinahe ein Boston in der Hand.“ — „Aber ich bitt’ Euch, nicht sprechen,“ wendet Kaufmann R. ein. Der Sekretair spielt ein kleines Careau aus, der Archivar bedient klein, Kaufmann R. setzt die Dame vor mit den Worten: „Respekt vor de Damens!“ Kaufmann S. hat Respekt und kann nicht stechen. Darauf spielt R. ein kleines Treff aus und begleitet es mit seiner gewöhnlichen Redensart: „Kreuz, Kringel und Zwieback.“ Kaufmann S. wirft ein kleines Treff zu, der Sekretair giebt sein höchstes und einziges Treff, den Buben. „Schneid’ du und der Kuckuck,“ ruft sein Schwager-Mitspieler, und Archivar H. nimmt den Stich. Den nächsten Stich nahm der Sekretair und spielte Pique. Kaufmann R. kam an und spielte wieder Treff, erschrickt aber, weil sein Whistmann kein Treff mehr hat. „Ich wollte dir schon erst beim Buben sagen, daß ein Schuft mehr giebt als er hat, aber sprechen darf man ja nicht,“ sagte besänftigend der Sekretair. Kaufmann S. hatte den Stich genommen und spielt Coeur=As aus, das von den Worten: „Herzen=Daus, komm heraus, sage wahr, ob um’s Jahr“ — begleitet wird. Als er seine

hohen Coeurs weiter abzog, so geschah das immer mit den Worten: „Köhre wieder, süße Liebe.“ — Nun waren inzwischen die letzten Stiche zu machen und der Sekretair hatte alle seine Hoffnung auf eine Dame gesetzt, die aber vom Archivar mit dem Könige und den Worten: „ich steche immer die Damen,“ genommen wurde. Das Spiel war Bet. — „Ja, wie das zugegangen ist, begreife ich nicht,“ meinte der Sekretair. „Du hattest ja nichts, lieber Schwager, du bist viel zu leichtsinnig mitgegangen,“ pochte Kaufmann R. — „Nein, nein, ich war immer das Whist,“ sagte mit einem gewissen Gefühl von Stolz der Archivar. „Uebrigens, gun Mornn, wollen wir einen allgemeinen Rundschluck nehmen. Prosit!“ — „So, nun kann's wieder losgehen.“ Darauf wurde beim Rundpaß Molissimo gespielt und die meisten, mit dem Zusatz: „Die 7 macht immer ein Stich“ — ausgespielten Siebener brachten den Aerger mit den Worten zum Ausbruch: „Laßt nur immer durch, wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Aber Diejenigen, die mit kleinen Karten Stiche nahmen, lachten doch nicht zuletzt am besten. Wenn Kaufmann S. zuweilen zu rasch eine Karte hingeworfen hatte und sie zurücknehmen wollte, so wurde das nie gestattet, denn „was liegt, das liegt“ — oder — „der Tisch hat sein Vorrecht“ — hieß es. — Der alte Archivar zupfte oft an dieser und an jener Karte; sollte er die 8 oder die 9 auflegen? und dieses unentschlossene Zögern brachte ihm vom Sekretair manche Ermahnung. Der Sekretair war im Molissimo durchgebrannt und vergrößerte sein Loch und die beiden Kaufleute waren Bet, nachdem sie die meisten Stiche genommen hatten. — Im weiteren Verlauf spielten der Archivar

und Kaufmann S. ein Boston, das nach einigen Rundgängen keinen glücklichen Ausgang versprach. Der Archivar wurde hitziger und nahm von Zeit zu Zeit rasch einen guten Schluck. „Aber, warum verfolgst du gar nicht meine Farbe,“ rief er endlich sehr unwillig, „du spielst zu sehr auf deine Stiche.“ — „Nein, das hat mir in meinem ganzen Leben noch Keiner gesagt,“ erwiderte Kaufmann S., „ich muß dir doch auch meine Farbe anzeigen.“ — „Der Whistmann hat keine Farbe anzuzeigen,“ belehrte der Archivar. — „Aber nein, das ist kein Spiel. Gesprochen darf nicht werden,“ unterbricht der Kaufmann K. die Streitenden. Das Spiel war mit zwei Unterstichen verloren. „Siehst du, lieber S.,“ brach nun erregt los der Archivar, „du hast wie ein — ich will nicht sagen — wie gespielt. Das Spiel war groß gewonnen, aber du spieltest die Coeur-Dame blank aus! So spielt man wohl in Weissenstein?“ — Diese Anspielung auf seine Vater- und Mutterstadt hatte den Kaufmann S. in einer weniger großartigen Versammlung empfindlicher berührt, allein er hielt viel auf guten Ton und sagte bescheiden: „Ich spielte die blanke Dame aus, weil ich die Andern irr' machen wollte.“ — Der Archivar schüttelte den Kopf, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und guckt zur Seite, als wollte er sagen, hierbei kann man nur schweigen. — „Lieber Schwager,“ docirte Kaufmann K., „hättest du zum zweiten mal Treff gebracht, so wär' noch ein Unterstich mehr gewesen.“ — „Ja, lieber Schwager,“ erwiderte der Sekretair und machte dabei ein ganz harmloses Gesicht, „ich hatte nur die Treff 8 blank.“

Estlands Capitale bot an diesem Abend auf dem Schwarzenhäupterklub so viele äußerlich interessante

Persönlichkeiten, daß unser Weißensteiner bisweilen recht unaufmerksam beim Spiel wurde und bald nach diesem bald nach jenem Herrn fragte und Erkundigungen einziehen wollte. Er that es nicht aus Neugierde, sondern aus purem Wissensdrang, um dann in seiner Heimath was erzählen zu können. „Wer sind die Herren hier nebenan, die so laut bei der Parthie sind?“ fragte er wieder. „Das sind sehr achtungswerthe junge Herren, G., St., M. und P.“ war des schlaunen Sekretairs Antwort, „sie bilden eine stehende Parthie, von der ein Spaßvogel sagte: G. spielt gemein, St. guckt in die Karten, M. verläugnet Farbe und P. bezahlt nicht.“ — Aber diese Zwischengespräche behagten keineswegs dem Kaufmann R., der mit mürrischem Gesicht die große Wahrheit geduldig aussprach: „Wenn wir spielen wollen, so wollen wir spielen.“ — Eine neue Ladung Punsch, sechs Glas, wurde angefahren, denn zwei Asmodis saßen auch am Tisch und zwar an den Ecken, wo keine Leuchter stehen. Diese Beisitzer hatten nicht nur Sitz, sondern häufig nach dem Spiel auch Stimme, indem man sich oft an diese, als an Unparteiische, wandte. Um aber nicht weggetrieben zu werden, so wollten sie in Streitfragen Keinem zu nahe treten, sagten gewöhnlich etwas sehr Unparteiisches und nahmen mit möglichster Ruhe und mit Bewußtsein einen guten Schluß. — Das Spiel wurde in heiterster Laune fortgesetzt. Als in einem Farbenspiel der Archivar im Versehen den Stich, in dem des Kaufmanns R. Trumpf-Alß war, einziehen wollte, rief dieser: „Was? Glauben Sie mein Trumpf-Alß gestochen zu haben? Trumpf-Alß kann mal der liebe Gott nicht stechen!“ — Der Pastor Th. L., der zufällig an diesen Tisch getreten war, verschwand plöz-

lich. — Der Sekretair sagte bald wieder eine 6 an, wurde aber von den Andern aus etwas mißgünstigem Gefühle allein gelassen. Man bemühte sich eifrigst ihn Bet zu machen und beklagte sich, daß er immer so ein Vocativus sei, der seine Stiche zusammenwerfe, damit die Andern nicht wissen können, wie viel er denn eigentlich schon gemacht habe. Aber bei gutem Spiel und glücklicher Vertheilung ging's gewonnen. „Was könnt Ihr mir thun? Leid könnt Ihr mir thun! Ja, kommt Ihr mit Studenten Kartenspielen,“ höhnte nun noch der Sekretair. „Dho!“ rufen etwas pikirt die Kaufleute: „Bei Dir sticht noch immer der Haber! Du scheinst als alter Philister noch immer der Idee zu sein, daß zuerst der liebe Gott kommt, dann der dörrtsche Student, und dann erst der Kaiser von Rußland.“ Der Sekretair sagte nichts, trank sein Glas aus und lachte so'n bißchen vor sich hin. Endlich bestellte er ein neues Glas, denn er war ein Feind der leeren Gläser, aber auch die vollen haßte er. — Zum letzten Mal wurden die Karten in der dritten Tour gegeben. Die Pulje sollte gehen. Der Archivar faßt sein Markenkästchen, schüttelt etwas die dünne Kasse und macht ein bedenkliches Gesicht, in dessen Zügen sich berechnete Unzufriedenheit ausdrückte. Der Sekretair deckt ein mathematisches grande misère ouverte auf. Damit schloß er heute zum Verdruß der Mitspieler seine glänzende Laufbahn am grünen Tische. „Sein Loch wird wohl endlos geworden sein und die Pulje hat der Saufink' auch genommen,“ war des Kaufmanns R. letzte Herzensergießung und ein Zug schwägerlichen Neides umspielte seine pockennarbigen Lippen.

Um 12 Uhr wurde unter Drometenschall und Paukenschlägen das neue Jahr begrüßt, und ein zu dieser

Gelegenheit in ungebundenen Ausdrücken abgefaßtes Lied abgesungen, das Einer gedichtet hatte, der eine besondere Force in solchen Dingen besaß. Commentpunkt war, daß die Melodie nach dem hohen Olymp ging, wodurch immer heiterer und göttlicher die Laune der Gesellschaft ward. Der Spiegelversilberer, academische Künstler und Zeichnenlehrer Mewes hüpfte ganz auswärts und recht lebendig, und theilte dem steifen Rassaadministrator L. ungetheilt seine Freude mit. Selbst der krumme K., der bei der größten Winterkälte ohne Mantel und beide Hände in die Ärmelausschläge seines Tracks gesteckt, gebückt durch die Straßen eilte, thaute vollständig auf. G.'s große, rothe Hände, die immer aus den Ärmeln herausbummelten und nie wußten, wo sie ihren ständigen Aufenthalt nehmen sollten, fanden ihn heute: In der linken Hand das Glas, die rechte unermüdlich thätig Jedermanns Hand zu drücken und dabei ein glückliches neues Jahr zu wünschen. Als hohe Ehrenbezeugung galt das Emporheben beliebter Erkorenen = Ältesten und angesehenen Mitglieder des Clubs, die unter Hurrahruf durch den ganzen Saal getragen wurden, und wenn sie auch so schwer waren, wie der dicke Bierbrauer Krafft, dem diese Ehre oft zu Theil wurde. — Bei dem Wohlausbringen und ununterbrochenen Anstoßen schülperte der Wein oder der Punsch häufig über, und die ganze Gesundheit saß dann auf Consuls sein Ärmel oder auf Rathsherrn seine Weste. Was hinten geschah, davon sprach man gar nicht. Der an diesem Abende ziemlich stark vertilgte Punsch äußerte auch reichlich seine beiden verborgenen Eigenschaften, daß er die vernünftigen Leute etwas verwirrt machte, diejenigen aber, die für gewöhnlich nicht an

zu viel Verstand leiden, als zum Erstaunen vernünftige Leute erscheinen ließ.

Gesondert von der übrigen Gesellschaft saßen die Studenten und die jüngeren Philister an langen Tischen in einer Ecke des Saales und sangen zur Freude der Alten muntere Burschenlieder.

Jedermann hielt das Baarbezahlen seiner Behrung für eine bürgerliche Gerechtigkeit und ging in rosenrother Stimmung nach Hause, aber doch mit sehr undeutlichen Erinnerungen vom Dickkopfsabend.

Am folgenden Tage war jeder auf Anstand und Bildung haltende männliche Bewohner Nevals verpflichtet bei seinen Verwandten und in den Häusern seiner Bekannten die Neujahrsvisiten zu machen. Nur das eine Thema über den verbrachten Sylvesterabend herrschte in allen Kreisen und rief immer wieder neue Fröhlichkeit hervor. Die verschiedenartigsten Weine in den verschiedenartigsten Familien trugen wesentlich dazu bei, daß der 2. Januar Manchem noch ein kazenjämmerlicher Dickkopfstag war. —

Die Frauen führten ein stilles, häusliches Leben und fanden eine herzliche Freude in der treuesten Erfüllung ihrer Berufspflichten. Leseabende und andere Abende zum Zweck geselligen Zusammenkommens bestanden damals noch nicht. Hatte man nach Beendigung seiner wirthschaftlichen und der vielen anderen häuslichen Arbeiten Zeit erübrigt, so las man manches Buch aus der Eggers'schen oder Bornwasser'schen Leihbibliothek, aber am liebsten allein. — Nur die nachmittaglichen Kaffeebesuche, die spätestens um 4 Uhr ihren Anfang nahmen, waren ein althergebrachtes Recht, und dieses wurde mit Beharrlichkeit, die einer besseren Sache werth gewesen, aufrecht erhalten. Diese Kaffe-

gesellschaften wurden sehr unregelmäßig und nicht an festen und bestimmten Tagen abgehalten, sondern, wie sich's eben traf, besprachen sich einige bekannte Frauen, eine andere Frau durch ihren Besuch zu erfreuen. Eine Anmeldung erfolgte Vormittags, und so konnte die Wirthin sich gehörig vorbereiten, — nicht um Stoff zur Unterhaltung zu sammeln, — nein, daran gebrach es nie, denn Sprachgenie und Sprachempfindlichkeit gingen bei unseren Frauen Hand in Hand. Die Vorbereitung bestand aber im Rösten des schönsten Kaffees, im Einkauf der süßesten und röschesten Frömbterschen Zuckerzwiebacke, im sorgfältigsten Abstäuben der Möbel, im Durchräuchern des Besuchszimmers mit dem aromatischen Räucherpulver, das nur in der Burchard'schen oder nur in der Bienert'schen Apotheke, künstlich gemischt, zu haben war. Um ihre Gäste zu ehren, mußte die Frau vom Hause um jeden Preis in einem eleganten Kleide empfangen. Die fingerlangen, aber dicken Locken an beiden Schläfen wurden von neuem in Ordnung gebracht und eine gewaltige Fluderhaube, wo möglich die neueste, wurde aufgesetzt, und die beiden breiten atlasnen Bindebänder genau in der Mitte des Kinnes in tadelloser Schleife zusammengeknüpft. In diesem Staat ging's nun nochmals vorsichtig in die Küche, um nachzusehen, ob Lena oder Tio, oder wie sonst die Heerdkönigin hieß, die Kaffemaschine recht blank polirt habe. Gottlob! Alles in bester Ordnung. Die Hausfrau wischt noch mit dem Staublappen auf Tischen herum, aber mehr mechanisch und das Wischtuch mit steifem Arm weit von sich abhaltend. Bei dieser mechanischen Beschäftigung fällt ihr ihre Nachkommenschaft ein. „Aber Kinder,“ — ruft sie in die Kammer hinein, — „seid nun heute recht artig, sonst

werden die fremden Tanten zu Hause erzählen, daß ihr unartig und dumm seid. — Caroline, du als die älteste, paß gehörig auf, daß Fritz die Mile nicht neckt.“

Zur erwähnten Kaffeestunde erschienen pünktlich die Damen. Die Verheiratheten alle in gewaltigen Fluderhauben, die Unverheiratheten mit glattgekämmtem in der Mitte auf's Sorgfältigste gescheiteltem Haar. Wäre ein Häärchen aus der Ordnung gewichen, so hätte Zedermann an der Ordnungsliebe des Frauenzimmers gezweifelt. — Damals und jetzt! — Vier Frauen und eine ältere Mamsell waren diesmal die Gäste. Ein Fräulein war in jener Zeit eine Jungfrau adeligen Geblüts; die bürgerliche Jungfrau, ob jung oder alt, war eine Mamsell.

Nach den gebräuchlichen Begrüßungen und Höflichkeitsredensarten, wobei man die Gesichter in die liebenswürdigsten Falten zog, wurde Platz genommen. Die Frau Collegienrath und die Frau Bürgermeisterin erhielten die Ehrenplätze auf dem Sopha, die Frau Collegienassessor, die Frau Rathsherr und Mamsell Bartels saßen auf Stühlen, denn auf Titel und Rang der Männer wurde viel gegeben; ebenso wie sich jede Frau hochdünkte über eine Unverheirathete, und selbst wenn auch zufällig Anlagen und Bildung einer Frau im Vergleich zu denen einer Jungfrau schamroth zurückstanden. In unserer Kaffeegesellschaft war bald nach den der Hausfrau gespendeten schmeichelhaften Lobsprüchen über den vortrefflichen Kasse das Gespräch recht lebendig geworden. Man fand, wie gewöhnlich, die Schwächen der Nebenmenschen auf und strickte energisch Strümpfe. — Die Frau Collegienassessor klagte

mit stiller Zustimmung der Uebrigen über die Verschwendung der Männer im Allgemeinen, und dann über die ihres Mannes im Speciellen, der zu viel bald im Weinhaus bei Alstadius, bald im süßen Loch saß. Das süße Loch war zugleich ein sehr angenehmes Loch und eigentlich Weinkeller unter der großen Börsenhalle. Ein guter Name währet ewiglich, und das wird neben Sirach auch heute noch Herr Petenberg bestätigen. — „Die Rechnungen, die von den verschiedensten Seiten im März und September einlaufen, sind die fatalsten Papiere,“ sagt die Frau Collegienassessor, „und das sind alles Rechnungen, an denen ich gar keinen Theil habe. Was bleibt denn uns Frauen zur Bestreitung der theuren Wirthschaft nach? Stellen Sie sich vor,“ — und dabei wandte sie sich an die Frau Rathsherr, deren Ruf als sparsame Wirthin fest begründet war, — „meine Magd zahlte heute 16 Kopeken für ein Pfund Tischbutter und zwei Kopeken für ein Paar Eier!“ — Alle schütteln bedenklich die Häuben. — „Nein das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ nimmt ihr die Frau Rathsherr das Wort aus dem Munde, — „das kann gar nicht mit rechten Dingen zugehen. Ich zahle nur immer 14 für's Pfund Tischbutter. Ueber den Eierpreis kann ich nicht entscheiden, — ich habe meine eigenen gelegten. Aber so sind jetzt die Leute. Die Nichtsnutzigkeit, Faulheit und Grobheit der Dienstboten ist gar nicht mehr zu ertragen. Ja, denken Sie sich, liebe Freundinnen, ich schicke heut' in der Früh meine Stina zu Frömbter nach Wecken. Holt mir die Person, wahrscheinlich weil es näher ist, gefrorene Franzbrödt und Dimpfwecken vom Weckengange!“ — „Ja, ja,“ tönt es im Chor, „so sind die Leute heutzutage.“ — „Sie haben

es bei uns in der Stadt zu gut," ist der Frau Bürgermeister Ausspruch, „wir verstehen sie nicht so kurz zu halten, wie es auf dem Lande geschieht.“ — „Gewiß," bestätigt die Frau Rathsherr, „und denken Sie sich, was meine Stina mir gestern für einen Spud spielte! Ich spüre einen verbrannten Geruch im Zimmer. Woher kommt er? Er kommt aus der Küche. Ich gehe dahin — und was sehe ich? Der ganze Pulverkarp brennt. Hat mir das Mensch Feuer angeschlagen und vergißt den Deckel auf den Pulverkarp wieder zu legen. Die ganze Musik brannte. Sie selbst, nehmlich die Stina, war eingetucht und ein Bund Schwefelstöcker, kürzlich erst vom Schwefelrussen gekauft, lag auf dem Tisch. Ich habe ihr aber gesagt, daß sie bei solcher Nachlässigkeit nächstens von der Kalesch muß. Solche thranigen Köchinnen kann ich nicht brauchen, die stecken einem ja das ganze Haus in Brand. Entschuldigen Sie, wenn ich mich so ereifere, aber es ist ein reines Höllenleben mit solchem verdamnten Pack, und ich werde so lange wechseln mit diesen garstigen Estinnen bis ich eine gute bekomme.“ — „Bei diesem christlichen Vorhaben, liebe Frau Rathsherrin, erhalte Sie der liebe Gott," sagte, ich weiß nicht ob etwas ironisch, die Frau Collegienrath.

Die Hausfrau wollte dem Gespräch gern eine andere Wendung geben und begann vom jetzt einreißenden Luxus und der Putzsucht der Damen zu sprechen. Das Thema war aber nicht ganz glücklich gewählt und schien keinen sehr großen Anklang zu finden, eben weil die meisten Damen nicht gern von Putzsucht und Kleiderluxus hören wollten. Doch ließ die Frau Bürgermeister ihren etwas unterdrückten Mergel über die neue Mode aus, Paradiesvögel wie in China auf den Hüten

zu tragen. „Sahen Sie, liebe Freundinnen, Sonntag die Aeltermannin K. in der Kirche? Haben Sie jemals schon einen Paradiesvogel mit so langem Schwanz gesehen?! Auf ihrem Hut muß immer der längste Schwanz hängen. — „Ja, Frau Bürgermeisterin,“ unterbricht die Frau Collegienaffessor, „ich habe sie gesehen, aber sie pocht bekanntlich mit dem: — Wer lang hat, läßt lang hängen, — auf ihren Reichthum. Dazu glaubt sie ein volles Recht zu haben und das ist ganz legal.“ — „Das ist gar nicht ganz egal,“ sagt die Cousine der Frau Bürgermeister, Mamsell Bartels, „denn wenn die Aeltermannin einen so langen Paradiesvogel trägt, so müßte die Bürgermeisterin einen ganzen Vogel Strauß auf dem Kopfe tragen. Aber das kommt davon: Sie hat einen so unverschämt klug aussehenden Mann, der doch ein rechter Maß ist. Sie schwingt den Pantoffel und er legt sich devotest inzwischen einen heiteren Strich an.“ — „Mamsell Bartels, Mamsell Bartels, unterbricht sie die Frau Collegienrath, „warum so böse auf die Männer?“ — „Keinesweges,“ erwiderte die Bartels, „ich spreche nur von diesem Einen, der sich in seinen natürlichen Anlagen ganz seiner Frau Gemahlin unterwerfen muß. Als er noch ein ganz junger Mann war, sah er schon dämlich in die Welt und pochte auf den Reichthum seines Vaters.“ — „Richtig,“ meinte die Hauswirthin, „er hatte einen reichen Vater, der ihm die beste Erziehung zukommen lassen wollte, der ihn in's Ausland schickte und keine Mittel zu seinem guten Fortkommen schonte.“ „So ist es, liebe Freundin,“ sagte die Frau Collegienrath, „aber bei solchen matten Prinzen ist Hopfen und Malz verloren. Reichthum zu erwerben als Kaufmann ist leichter als in einem anderen Beruf.“

Der Vater war zeitlebens vom Glück begünstigt und konnte auf seine Geistesgaben gewiß auch nicht stolz sein. Er starb und Niemand sprach weiter von ihm.“ — „Aber, liebe Frau Collegienrätthin,“ unterbrach die Frau Bürgermeister dieselbe, „nennen Sie mir eines reichen Mannes Gedächtniß, — verstanden, der weiter nichts war als reich, — dessen Gedächtniß länger als höchstens 14 Tage nach seinem Tode gewährt hat?“ — Die Frau Collegienrath konnte viel, aber das konnte sie nicht. Ihr Schweigen jedoch sprach laut genug. Man hat nie lauter schweigen gehört.

Das Gespräch über den Kleiderluxus glitt hinüber zu dem über das Heirathen, das von älteren Damen stets mit Vorliebe geführt wird. Ein strenges Urtheil ertönte über diejenigen jungen Herren, die keine herzzinnige Lust zum Eintritt in den Stand der heiligen Ehe zeigten. Dafür aber rächten sich diese als alte Hagestolze, so oft sie die kleinen spitzen Bemerkungen erfuhren, auch ihrerseits recht gern an dem weiblichen Geschlecht. Bei dem damals fabelhaft wohlfeilen Lebensunterhalt und den geringen Ansprüchen an Comfort war die Zahl der Gegner des Familienlebens unglaublich gering. Die Ehe blieb die Quelle häuslicher Sittlichkeit und aufopfernder Thatkraft.

Gab es in der Stadt neue Brautschaften, und solche gab es zu jeder Zeit, so waren diese unbedingt ein Lieblingssthema der Unterhaltung in den Kaffeegesellschaften. Aber in Brautschaften taxiren die Menschen ihre Mitmenschen nicht richtig. Die Brautschaften erinnerten dann auch an diejenigen Mädchen, die noch nicht Bräute waren und damit war ein sehr reiches Thema gegeben. „Sie haben wohl erfahren, liebe Freundinnen,“ sagte die Frau Rathsherr, „daß

A. B. Braut von dem Advokaten C. D. ist?" —
 „Ist's möglich," riefen Alle die Anderen, wie aus einem Munde. „Ich begegnete ihr noch heute Morgen auf der Straße," sagte die Collegienassessor, „und sie hat mir nichts davon mitgetheilt." „Vielleicht mag die Sache dann noch geheim gehalten werden," sagte die Frau Rathsherr und hat nicht weiter davon zu sprechen. Aber beim Kaffe sprach man noch viel weiter. „D. ist ein netter, feiner junger Mann," sagte die Frau Bürgermeister, „seltsam wie er sich in dieses mir gar nicht sympathische Wesen verliebt hat." — „Sie ist wohl recht häßlich," meinte Mamsell Bartels, die noch viel häßlicher war. — „Aber sie hat einen hübschen Zug um den Mund," entgegnete die Frau Collegienrath. — „Das ich nicht wüßte," sagte Mamsell Bartels, fuhr aber gleich weiter fort: „Ach, ich verstehe Ihre Bemerkung, geehrte Frau. Sie hat einen hübschen Zug um den Mund heißt soviel als, — das Mädchen ist zwar grundhäßlich und unliebenswürdig, der Vater aber hat einen sehr vollen Beutel." Die Frau Collegienrath nickte verstohlen, aber zustimmend, und alle Uebrigen nickten auch zustimmend. — Die Sache war soweit abgemacht, nur wurde noch des netten D. Langeweile im künftigen Ehestande bedauert, da ihm sein theures Schätzchen außer Geld doch impertinent wenig bieten konnte.

Im weiteren Verlaufe des Heirathsgesprächs beklagte die Hausfrau, die noch keine erwachsenen Töchter hatte, daß bisweilen liebenswürdige, talentvolle und fleißige Mädchen unverheirathet bleiben. Es wickelte sich ein etwas erregtes Pro- und Contrareden ab bis Mamsell Bartels noch eine Bemerkung hinzufügte und scheinbar sehr kalt, aber doch recht hitzig sagte: „Wir

haben nur dämliche Herren, und die heirathen am liebsten Gänschen. Ich habe das erfahren, so lange ich gelebt habe." Und Mamsell Bartels hatte schon eine schönes Paar Jahre gelebt.

"Nehmen Sie es nicht übel, das hält der Mensch nicht aus," rief erregt die Frau Rathsherr, "ich muß ein bißchen auf und nieder gehen. Liebe Bartels, Sie scheinen alle Männer über einen Kamm scheeren zu wollen; also den meinigen auch? Und gehöre ich etwa auch zu den Gänschen? Das trifft mich wie eine Wolke aus heiteren Blitzen!!" — Mit raschen Schritten auf- und niedergehend schwieg sie einen Augenblick und dann schwieg sie weiter, und die anderen schwiegen auch weiter. — Aber die kluge Hausfrau und die übrigen verehelichten Kaffesfreundinnen kannten zu genau das heftige Temperament der Frau Rathsherr, wußten jedoch auch, daß dieses Feuer sehr bald wieder abkühlt. Einige beruhigende Floskeln, und die Erregte nahm wieder Platz, sah aber eine Weile gar nicht die Bartels an.

Bald war die Unterhaltung wieder in besten Gang gekommen und von den erwachsenen Kindern ging's zu den kleinen, womit sie als ächte Revaler Frauen reichlich aufwarten konnten. Mamsell Bartels nahm an diesem Gespräch entweder aus Mangel an Erfahrung oder aus Ueberfülle der Kränkung, die ihr durch die aufgestiegene Hitze der Frau Rathsherr geworden war, vorzüglich gar keinen Antheil. Als aber die Frau Rathsherr ihr Tettchen in mütterlichster Liebe unmaßig herausstrich und mit dem tiefgefühlten Satz schloß: „Mein Kind ist ein anderes Kind als andere Kinder“ — da lächelte die Bartels so vor sich hin und schwieg weiter.

Unsere guten revalschen Damen vermochten nicht lange zu grollen und unter munteren Gesprächen vergingen die Stunden. Es gab viel zu fragen. Keine von ihnen war gerade neugierig, aber fragen konnten sie sehr viel.

Mit dem Glockenschlage acht waren die Mägde mit den Paternen nach ihren Herrinnen gekommen. — Jede Kaffeeschwester küßte jede zum Abschied und alle dankten für den angenehmen Abend. Als nach einer guten halben Stunde, die unter Umlegen von großen und kleinen Umschlagtüchern und von Mänteln, Aufsetzen von Mützen und Hüten, Aufsuchen und Anziehen von Galoschen und Handschuhen, Vertauschen und Austauschen von Regenschirmen sehr gründlich verbracht wurde, Alle endlich fort waren, nahm die Hausfrau ihre große Haube ab, setzte sich und athmete tief.

Trotz der damals schwierigen Verbindung Revals mit anderen Culturstätten Europas kamen doch recht häufig Taschenspieler, Kunstreiter und Seiltänzer her. Die beiden letzten Kategorien hatten zum Schauplatz ihrer Kunstproduktionen den Branntweinshof gewählt, welcher sich an der narvischen Straße beim gegenwärtigen Rotermannnschen Hause befand. Am Vormittag ritten sie nicht selten in bunten Costümen und mit Musik durch die ganze Stadt. Voran schritt auf vier Faden hohen Stelzen ein Hauptkünstler, der bequem in die Fenster des zweiten Stockes hineinsehen konnte. Ein solcher verlockender Aufzug erregte die Schaulust, und Papa und Mama wurde so erfolgreich geschmeichelt, daß sie unter freundlichem Kopfnicken versprachen, ein paarmal mit uns Kindern zu den Pferdebereitern zu gehen. Aber ich glaube, sie gingen selbst sehr gern dahin.

Die zeitweiligen Aufstellungen von Cosmoramas und Menagerien in „Stadt Hamburg“ dienten dazu, um uns Kindern den dummen Bregen immer aufgeklärter zu machen. Für diese Dinge hatten wir in unserem noch verborgenen Wissensdrang eine ungeheure Schwärmerei.

Zu den verschiedenen Arten von Genüssen für die Erwachsenen dienten Maskeraden und Bälle auf den Clubs und in Privatkreisen. Zum Glück war die Zeit der Kinderbälle noch nicht herangebrochen, obgleich die Kinder vom kleinen, behenden Serowi oder vom langen, unbeugsamen Kloos mit dem Violinbogen taktvoll dressirt wurden. Wenn das Resultat ihrer künstlerischen Bestrebungen bisweilen in unnatürliche Anmuth auslief, so war es gewiß nicht die Schuld der Tanzlehrer.

Der Sinn für Musik war tief in die Seelen der Bewohner Revals gedrungen, ohne eben in Kunstenthusiasmus ausgeartet zu sein. Die Kinder wurden von zartester Altersstufe an von musicalischen Tanten und später von mittelmäßigen Lehrmeistern im Klavierspiel unterrichtet. Ein Gang Abends durch die Straßen lieferte nicht nur den starken Beweis, daß unglaublich viel Klawizimbel vertreten waren, sondern auch den schwachen Beweis eines vollendeten Kunstsinnes, wie ihn die den ehrwürdigen Klapperkasten entlockten Töne verrathen wollten. Dem Laien mit Prophetenblick oder vielmehr mit Prophetenohr hätten jene Töne als die ersten Anfänge der Zukunftsmusik erscheinen müssen. Concerte wurden vom musicalischen und wohlhabenden Theil der Bevölkerung besucht, aber nur in schwachen Dosen gegeben. Eine größere Zahl Dilettanten wirkte sowohl in Concerten, als im Theaterorchester mit.

Zu den Lieblingsgenüssen und Erheiterungen gehörte unfehlbar das Theater. August von Kosebue war der Gründer des revalschen Theaters und viele seiner dramatischen Werke sind zuerst auf der hiesigen Bühne unter seiner eigenen Leitung zur Aufführung gekommen. Eine beträchtliche Zahl seiner Charaktere hat er aus der Wirklichkeit entlehnt und manche ächte Stadt- und Landesfinder führte er mit ihren Schwächen auf die Bühne. Konnte es wohl bei uns einen beliebteren Dichter geben? — Der Oberverwalter Estlands, Erbprinz August von Holstein-Oldenburg nahm das Theater unter seinen besonderen Schutz und die große Mittelloge im Theater wird noch heute nach ihm die Prinzenloge genannt. Lange Jahre hindurch hatten zwei Männer, Schwerin und Piwko, die Direktion des Theaters und die Namen dieser beiden, die immer zusammengehörten, hatten einen guten Klang bei Jung und Alt. Als einst in der untersten Klasse des Gymnasiums der gewöhnlich quintae rex genannte Lehrer H. einen Schüler in der Geographiestunde nach den beiden Mecklenburg fragte, so erhielt er lange keine Antwort. Endlich will er einhelfen: „Noch Mecklenburg-Schwerin — Mecklenburg-Schwerin und? noch Mecklenburg-Schwerin und?“ — „Ach, Mecklenburg-Piwko,“ rief der Schüler sichtbar erfreut und überzeugt, das Richtige unfehlbar getroffen zu haben.

Nicht selten wurden auch Kinder in's Theater geführt. Leider aber schenkten Eltern und Erzieher nicht immer die nothwendige Aufmerksamkeit der Auswahl des Stücks, als einer heiligen Sache beim ersten Theaterbesuch eines Kindes. Der erste Eindruck, den das Theater macht, ergreift tief und haftet fest im kindlichen Gemüth. Tag und Nacht ist das Kind mit dem

Gesehenen und Gehörten beschäftigt. Das wurde und wird oft von Eltern übersehen, deren Geschmack keine künstlerische Auffassung des Menschenlebens gestattet und an denen selbst, hinsichtlich der Wahl der Stücke, in ihrer Jugend gesündigt worden war. — Welch einen erhabenen Eindruck schon der bloße Zuschauerraum auf einen Knaben ausüben kann, erzählte vor langen Jahren der alte B., der, als er zum ersten Mal in's Theater kam und seinen Parquetsitz eingenommen hatte, den Kopf nach vorn neigte, und, die Mütze vor dem Gesicht, sein Vaterunser begann, bis ihm sein nachbarlicher Freund durch einen Ellenbogenstoß den Standpunkt klar machte und leise flüsternd sagte: „Däsmichel, du bist ja nicht in der Kirche.“

Am eifrigsten zeigte sich das Interesse für die Oper, deren erster Tenorist Bianchi weniger der Bewunderte war, als der Baritonist Beyer, welcher durch Stimme, Spiel und Gestalt der erklärte Liebling des Publikums und insonderheit des schönen Geschlechts war. „Einen vollendeteren Don Juan hat es gar nicht gegeben,“ behauptete noch in späteren Decennien manche alte Dame. Die Fühlfäden der Kritik waren, zum Glück für Beyer, damals noch nicht hervorgewachsen, und die einzigen gedruckten Mittheilungen über das Theater kamen aus Gressels Buchdruckerei in Form der Theaterzettel.

Zu den Vergnügungen gehörten auch Spaziergänge und Ausfahrten im Sommer. Die wenigen Sommermonate, zu denen sich damals der Mai mit vollem Recht zählte, wurde auf's Möglichste ausgenutzt. In rosigster Stimmung begaben sich die Leute in's Grüne. Man ging in großer Gesellschaft zu Fuß oder man fuhr auch nach Biegelskoppel zu den Gräbern der Sei-

nigen. Der Gottesacker wurde mehrmals im Sommer von jeder Familie besucht. Man blieb gewöhnlich einen halben Tag draußen, las die Grabchriften, bewunderte die Denkmäler, guckte in die Kapellen, spazierte tief in den schönen Wald hinein, man trank munter Kaffee, Thee und Punsch bei dem Todtengräber Berg, und man war sehr zufrieden mit seinem irdischen Dasein.

Vielbesuchte Vergnügungsorte waren in älterer Zeit Wittenhof und Löwenruh. Diese boten in großen, schönen Parks die mannigfaltigsten Vergnügungen. Es gab dort Vorrichtungen für kalte und warme Bäder, große Tanzsalons, Conditoreien und Speisesäle, Regelpbahnen und Schießstände. In Wittenhof, das zu Anfang dieses Jahrhunderts vom sittenleichten Husarenmajor Nejalow mit einem ungeheuren Kostenaufwande angelegt war, trieb dieser ein lockeres Leben und die mittleren Stände hatten sich vornehmlich Wittenhof zum Ort ihrer Erheiterungen erkoren. Löwenruh, im Besitz des Generals von Rosen, lag $1\frac{1}{2}$ Werst hinter Wittenhof. Der Weg führte durch eine alte gerade Allee. Dieser Ort wurde besonders von den höheren Ständen besucht. Der General selbst, ein galanter Salonmann, spielte dort den Wirth und erschien an den Vergnügungstagen stets in Frack, kurzen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen und in Schuhen, die mit werthvollen, funkelnden Schnallen geziert waren. Seine Anwesenheit bald im Ballsaale, bald im Park trug wesentlich zur allgemeinen Aufrechterhaltung des feinen Tones bei. Der Zutritt war zwar allen anständig gekleideten Leuten gestattet, doch fühlten sich die niederen Stände dort nicht ganz behaglich. Als aber einst ein unberufener Handwerksgefelle von einem Flott-offizier bei ausgebrochenem Streit erstochen wurde, so

verödete alsobald das schöne Löwenruh. — Wittenhof blieb noch bis vor 35 Jahren ein öffentlicher Belustigungsort bis ein anderer Besitzer die vielen inzwischen baufällig gewordenen Locale niederreißen ließ und ihm seinen früheren Charakter nahm. Es begann der Zug nach Catharinenthal.

Das reizende Katharinenthal war in älterer Zeit gar nicht besucht gewesen. In den Slobodden wohnte eine sehr armselige Bevölkerung. Kein ächter Revaler hatte dort seinen Sommeritz aufgeschlagen, und man nannte jene Gegend das tatarische Nest. Als endlich der Hofrath von Witt den Salon und nebenan ein paar Wohnhäuser für die wenigen zum Gebrauch warmer Bäder Angereisten erbaute und diese Baulichkeiten vom Bürgermeister Witt noch vergrößert wurden und Petersburger auch des kalten Seebades wegen sich zum Sommer einfanden, so begann der Städter allmählig sich diesen östlichen Parthien Revals zuzuwenden. Man fand Katharinenthal recht nett und gewöhnte sich sogar an die narbische Straße. Im Sommer 1832 waren die drei jugendlich schönen Töchter des verstorbenen Kaisers Nicolai zu einer Badecur nach Katharinenthal gekommen. Da gab es nun ein reines Wallfahrten dorthin, um die Kaiserstöchter recht oft zu sehen, deren Empfang aber in Reval in aller Stille vor sich gegangen war. Kleine Mädchen mit weißen Kleidern und langem Haar, mit Blumensträuschen und Gedichten waren damals noch nicht Mode. Jeder hatte aber doch sein eigenes bedürftiges Gefühl irgend eine Freude den Großfürstinnen zu bereiten, und während der Badecurzeit reiste der Gedanke, im Theater von Kindern lebende Bilder zu Ehren der hohen Gäste aufstellen zu lassen. Das gelang meisterhaft, und ich

erinnere mich meine spätere liebe Gattin, die damals auffallend viel jünger war, auch Tableauftehen gesehen zu haben: ein kleines, rothbäckiges, blondgelocktes Mädchen stand sie vor einem grimmigen, aber hölzernen Löwen, ein Mädchen ohne Furcht und Tadel.

Als in den darauf folgenden Jahren auch andere Glieder der kaiserlichen Familie ihren Sommeraufenthalt auf längere oder kürzere Zeit in Katharinenthal nahmen, so wurde es in der Umgegend des kaiserlichen Parks sehr belebt. Allenthalben baute man sich an und dem modernen Revalenser geht nichts über sein Katharinenthal, worunter Viele jedoch Schweikerts Salon mit den auf- und niedermogenden Menschenmassen zu verstehen belieben.

Reval wurde ein Badeort mit all den geringen Vorzügen und den bedeutenden Nachtheilen eines solchen. Hunderte von fremden Familien besuchten es und trugen wesentlich zur Bertheuerung des Lebens, zur Entfaltung des Luxus und fremder Anschauungen bei. Selbst der alte Lockus aus Dorpat beklagte sich über diese Errungenschaften, aber mit einem Anfluge von Neid über das See- und Schlammbad, denn er war sachkundiger Badstüber im Süßwassergebiet des Embachs. Lockus, oder eigentlich Lockenberg mit Namen, war Erste von Geburt, aber im langen Leben bedeutend germanisch angehaucht und ein richtiges Original. Er duckte alle Studenten, wie diese ihn, und puffte aus Grundsatz und mit Ehrgefühl. Hören wir ihn erzählen von seiner Art zu reisen und zu referiren über die Schlammbäder, wie es ein alter dorpater Student in seinen „Skizzen aus Dorpat“ naturgetreu wiedergiebt:

„Vorigtes Jahr war ich in Reval. Erst geh ich zu Fuß, hernacher holt mir ein Fuhrmann ein auf

der Straße nach Refall, nimmt mir mit für 75 Koppekens. — Unterwegens gab ich wenig aus, war ich hungrig, so aß ich saure Milch und trank noch ein halb Stof Bier und in Westentasche hatte ich sechs Rhabarberpulver; die nahm ich dazu, das ist gesund. In Refall war krade Cholera; wie ich in Stadt kam, wird ein Sarg herausgebracht, ein schöner Sarg, hellbraune Eichenholz mit blau Tuch eingekantet, ich frug bei Trägers, wer is gestorben. Die sagen, Cholera is in Refall, dieser Mann war gestern noch ganz gesund. Ich fung an zu lachen, aß mein Milch und Kirschen und Rhabarberpulver und kriegt kein Cholera nich. Ich bin in meine ganze Leben niemals nich krank gewesen. — Du klaubst gar nich, was die da für dummes Zeug machen in Refall, paden dort in reine Schmutz und klauben soll das gesund sein. Ich besuch einen alten Freund Dr. Z., wie find ich ihm? so'n jungen Mann, kaum 62 Jahren alt, ganz krumm, zusammengezogen von Gicht, kann gar nich gehen, nich mal über Zimmer. Nu sag ich, laß dir doch curiren. Sa Voccus, sagt er, ich prauch hier auch Schlammäder, das helfst mir sehr; komm mit, wenn du Frühstück gegessen, ich werde gleich an Strand fahren. — Nu, is kut, fahr ich mit, was sah ich, ein Kerl bringt mit Schubkarren Schmutz aus ein morastige Kraben, der in See läuft, und darin hat nu Dr. Z. gepadet. — Schäm dir doch, sag ich ihm, is das nu Menschenverstand, — komm du zu mir nach Dorpat, und pad in mein Padstube, wirfst du gleich gesund sein; aber, setzte Voccus hinzu, er wollt nich hören und plieb in sein schmutzig Krabenschlamm sitzen, nu is er todt.^a

Ausfahrten auf's Land unternahmen die Revaler nach dem pittoresken Tischart, nach Murraß, nach

Rosch und dem beliebten Karlsbad auf Wiems. Nach Wiems führte ein langwieriger Sandweg am Meeresufer und langsam und tief schnitten die Räder der Familiendroschke in den Sand. Auf einer solchen Familiendroschke, die von einer Ausdehnung war, daß die ganze damalige Schaumburg-Zippesche Armee auf ihr bequem in den Krieg hätte ziehen können, saßen gewöhnlich in Reval drei oder vier Personen auf jeder Seite, und den Kindern hinter den Rücken der Alten war noch Sitz und Spielraum genügend gewährt. Wiems mit seiner Mineralquelle, welche die Ehre hatte in einem veralteten Werk über Mineralquellen erwähnt zu werden, mit seinem alten Park am hohen Felsrande ist heutzutage ganz der Vergessenheit übergeben. Selbst das große steinerne Gasthaus existirt nicht mehr.

Seit 1830 begann man nach Fall zu fahren, als dieses 30 Werst von Reval entfernte Gut in den Besitz des Grafen Bendendorff gelangt war und von demselben die an sich schöne Naturlandschaft durch Kunst- und Magnatengeschmack zu einer der besuchtesten Götlands gemacht wurde. Die weite Entfernung von der Stadt und das viele Sehenswerthe in Fall veranlaßte die Leute anderthalb Tage der Ausfahrt zu widmen. Gewöhnlich wurde nachmittags hinausgefahren, um schon den Abend dort auszunutzen und zu nächtigen. Die Schlafstätten hatten einen natürlichen Comfort und die fröhlichen Gesichter am anderen Morgen dienten nur als sehr schwacher Beweis einer guten Nachtruhe. Der ganze folgende Tag war den reichen Genüssen in Fall und Merremois geweiht. Erst am Abend dieses Tages ging's mit schwerem Herzen an die Heimfahrt, die halbträumend oder sanftschlafend auf den rasselnden Stuhlwagen zurückgelegt

wurde. Die Unterbrechung auf dem halben Wege im Gasthose zur goldenen Sonne, wie die Pferde sich verschnausten, wurde gewöhnlich mit Tanz der Auf-erweckten verbracht, worauf bei der Weiterfahrt in Staub und nächtlicher Kühle die müden Lieder sich schlossen, die müden Glieder sich streckten, so weit es nehmlich in den bedrängten Umständen die Mitfahrenden gestatteten. Aus dem Razenschwanz fuhr bei tausend Späßen man gestern. Still, ein Klumpen von Unglück, kehrten zurück die Erschlafften.

Man muß sich nicht an Namen kehren, denn Namen thun zur Sache häufig gar nichts, war Grundsatz unserer Vorfahren. Dem entsprechend nannten sie, und nach moderner Anschauungsweise doch sehr plebeisch, „Rother Krug“ ein gemüthliches Gasthaus in einer Seitengasse der Domvorstadt. In diesem Rothen Krüge versammelten sich regelmäßig einmal wöchentlich Literaten, höhere Beamte und die reichsten Kaufherren, die Rodde's, die Baroth's und Andere, um den Abend mit Karten, Regel oder Schachspiel zu verbringen. Die Herren spazierten dorthin durch den tiefen Sand um die Glacis herum und kehrten auch am Abend zu Fuß zurück, jedoch unter ängstlicher Beobachtung der Vorsicht, nicht in den Färbersteich zu gerathen, wie es einst Gotthard Krook und Andreas Oldecop passirte, die unter harmlosen Gesprächen und zufriedener Stimmung nach Hause gingen und allmählig das ungewohnte Raß an ihren Füßen wahrnahmen. Sie sahen sich etwas ungewiß an und fragten sich, ob sie nicht auf Abwege gerathen seien? Nach längerem gründlichen Sondiren der Tiefe gelangten sie in der Finsterniß glücklich an Land, und gingen unter Fortsetzung der harmlosen Gespräche und in zufriedener Stim-

mung weiter zur Stadt. Dieser unschuldige Vorfall machte die anderen Gäste des Rothen Kruges wohl vorsichtiger, beschränkte aber keinesweges das Frequenziren desselben, denn man hatte sich ferner mit Handlaternen bewaffnet. Haus und Garten bestehen noch heute, doch letzterer im Zustande der Wildniß, und heißen — Restauration Koffsky.

Am Ende einer engen Gasse hinter der Sternpforte auf der Reperbahn hatte der kleine, rührige, bucklige Andersohn, „Lahmer Frosch“ benannt, auch eine gemüthliche Gastwirthschaft, wo viermal jährlich die Beamten der Gouvernements-Regierung sich einfanden und ihr Quartal abhielten. Der Zweck dieses heiteren Zweckessens war, falls im Laufe der vorangegangenen Monate Zwistigkeiten unter den Collegen vorgefallen waren, diese zum Ausgleich zu bringen und das Band der Genossenschaft enger zu ziehen. Es theiligten sich an diesen Quartalen damals nur die Beamten der Regierung. Dem Sohne des Vorsitzenden, obgleich nicht Regierungsbeamter, wurde die Ehre der Bethheiligung gewährt. Da in allen Vorstädten kein Schatten von einer Laternenbeleuchtung war, so mußte auch auf der Reperbahn dem Tastsinn viel zugemuthet werden, zumal an dunklen Herbstabenden, wenn die Straßen von selten nachgiebiger Weichheit waren. Ein mir sehr bekannter Mann, der an den zweien Schwächen litt, erstens, kurzsichtig zu sein, und zweitens, die Quartale früher als Andere zu verlassen, trabte einst allein vom Lahmen Frosch in der Mitte der Straße durch den weichen Schmutz. Anstatt der Trottoire an den Seiten gab es damals Gräben, die aber nicht Abziehungskraft genug hatten. Unser Wanderer brachte es nicht ganz fertig, streng die Richtung

einzuhalten. Doch glaube Keiner, daß die Unsicherheit künstlich hervorgebracht wäre. Nein, er war in jeder Hinsicht und immer sehr mäßig. Bald war er im Stockfinstern zu sehr nach rechts gerathen und der Graben hatte seine Anziehungskraft dem rechten Fuß mitgetheilt. Um sicher zu gehen, hielt der Mann mehr links und da gerieth er bald mit dem linken Bein in den anderen Graben, und zwar so fundamental, daß sein Galosch im Schmutz stecken blieb, glücklicherweise wird er mit Beihülfe der Finger aufgefunden, aber schon ganz gefüllt mit Humus. Gedacht, gethan. Nebenan mußte der Staketenzaun des russischen Gemüsegartens sein. Der Kurzsichtige sprang gewandt über den Graben, bekam Fühlung mit dem Zaun und klopfte an diesem seinen Galosch aus. Doch schlüpfrig, wie die zertretene Fußbekleidung war, entglitt sie seiner Hand und befand sich mitten unter dem Kohl. Um nun nicht ein Paar zu trennen, versuchte der Arme sich mit Gewalt einen Zugang zum Garten zu eröffnen, brach einige Stöcke aus dem Zaun, und sah seinen ersten Wunsch erfüllt: er war im Kohlgarten. Die Erreichung des zweiten aber: die Auffindung des Galoschs, wurde verzögert durch die merkwürdige Wachsamkeit des Wächters, der den Einbrecher als richtigen Kohldieb faßte. Nach längeren anfangs wild, später zarter abgewickelten Verhandlungen, die mit Ueberreichung einiger Glubenmarken endigten, und nach gemeinsam vorgenommenem Suchen fand sich das *corpus delicti*. Unterstützt von dem biederem Gartenwächter hatte unser Mann das Fußwerk wieder an beiden Füßen in Ordnung und wanderte ohne weitere Anfechtung, doch nicht in rosigster Stimmung, nach Hause, wo die Seinigen von dem wenig sauberen Zustande seiner Kleider und Hände

höchlichst überrascht waren. Er selbst hielt diesen Tag für den schwärzesten seines Lebens und wollte ihn in seinem Kalender schwarz anstreichen. Die Frage aber: — sollte je in Reval eine Zeit anbrechen, in welcher der Rath die vorstädtischen Straßen beleuchten lassen wird? — beschäftigte den gründlich Gereinigten die ganze erste Hälfte der Nacht.

Manche Leute die Manches erlebt hatten, kamen nach stürmischen Schicksalen zum ruhigen Hafen Revals. Alle diese fühlten sich recht wohl hier am Orte, verheiratheten sich mit jungen Revalenserinnen, die immer in dem Rufe standen, hübsch zu sein. Aber sie konnten sich eines noch besseren Rufes erfreuen, sie galten mit Tug und Recht für gute und fleißige Hausfrauen. Und dieser schöne Vorzug vererbt sich. Unter den ausländischen Verehrern unserer baltischen Frauen und Jungfrauen nimmt v. Wurstenberger bekanntlich den ersten Platz ein. Hoffentlich haben unsere Damen diese Lobpreisungen nicht gelesen, denn sonst liefen sie Gefahr, eitel zu werden. Viele Einwanderer ließen sich als Gelehrte, als Kaufleute, als Künstler, besonders Musiker und Schauspieler, hier nieder. Nach dem Einfall Napoleons in Rußland wurden Kriegsgefangene eingebracht, denen der Aufenthalt in Reval dermaßen gefiel, daß auch sie ihre Hütten hier bleibend aufschlugen, so D., M., D., und H. Wilhelms, der einst Kaufgeselle in Hamburg, 1812 unter französischen Adlern als unfreiwilliger Trommelschläger Schrecken über Rußland bringen sollte. Zum Glück gelang es ihm, sehr früh gefangen genommen zu werden und dann ein hohes Alter als Controleur, Schreib- und Rechenmeister in Reval zu erleben. Seine Knopflöcher wurden mäßig mit drei Orden geziert, die er stets sämmtlich im größten

Format zur Schau trug. Trotz dessen aber gab er sein titulairrätthliches Mißvergnügen auf offener Straße durch Austheilung von Stockschlägen kund, so oft ein ungewandter Schulbube in seiner Nähe das Wort „Stops“ aussprach. Er hatte gegen dieses einsilbige Wörtchen die größte Abneigung, und wie zu seinem Aerger wurde es von Jahr zu Jahr beliebter im Munde der unschuldigen Schuljugend. Ja, sie riefen sogar: „Willi Stops!“ Sein gutes Weibchen Ulrike S., die Schwester jenes Unglücklichen, der ein schreckliches Opfer der Wuth einer Megäre ward, gab dem Manne manche gute Lehre; aber wie es nun einmal in der Welt geht, er wandte die Lehren falsch an, und „Stops“ blieb lebenslang sein ärgster Aerger.

In den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts gab es im revalschen Hafen eine rührige Thätigkeit. Der Handel schien sehr zu blühen, aber die Zolleinnahmen waren gering. Da wurden die großen Zolldefraudationen offenbar und seit dem Jahre 1817 begann der Handel bedeutend zu sinken. Nach langen Untersuchungen wurden höhere und niedere Zollbeamte, wie D., P., G. und Andere nach Sibirien verbannt und mehrere reiche Kaufleute an Gut und Ehre gestraft. Einer dieser letzteren sollte nach Drenburg in die Verbannung, aber im Urtheil wurde statt Drenburg — Arensburg herausgelesen, und er ist wohl seit Menschengedenken der erste nach Arensburg verbannte Verbrecher gewesen. Nach dem Regierungsantritt des Kaisers Nicolai wurden sämtliche Verbannte begnadigt. Sene unredlichen Handelsgeschäfte untergruben auf lange Revals Handel. Im Hafen wurde es recht still, und nur hie und da hing am Vordermast eines Schiffes eine große Inschrift: „Will's

Gott nach Lübeck" — oder — „Will's Gott nach Rostock" — u. s. w. Dies war eine Aufforderung, Passagiere nach besagten Orten mitnehmen zu wollen.

Je geringer die Bewegung im Handelshafen war desto größer das Leben in dem neu aufgebauten Kriegshafen, in dem 6 Linienfahrzeuge, mehrere Fregatten und andere Kriegsfahrzeuge jährlich überwinterten. Beim Umbau des Kriegshafens und der „Kesselbatterie" im Meere, wie auch beim Aufbau der großen Westbatterie und des Thurmes auf Karlos wurden die in der „dicken Margarethe" untergebrachten Zwangsarbeiter „Katter-schnicks" genannt, gebraucht. Das war eine ausgewählte Collection der verschmißtesten Gaunerphysiognomien und der rohesten Bösewichtertypen. Die grauen Röcke dieser Festungsarrestanten waren auf dem Rücken mit schwarzen viereckigen und runden Lappen geziert und die überwiegende Mehrzahl dieser Verbrecher ließ das unharmonische Geklirre ihrer Fußkettenguirlanden mit widerlicher Unbefangenheit ertönen.

Revals Fabrikthätigkeit hat sich nie zu einer hervorragenden Bedeutung erhoben. Auf dem Marienberge am Meere war eine Zuckerfabrik, auf dem Laaksberge an der dörptischen Straße die Papierfabrik, und G. Eggers hatte auf dem früheren Roddeschen Höfchen Charlottenthal eine Essig- und Bleizuckerfabrik, eine Rothfärberei und Zündhölzchenfabrik angelegt. Darauf beschränkte sich das Fabrikwesen, das bei den gegen früher kürzeren und unfreundlicheren Sommern, wie wir sie seit vier Decennien öfters erlebt haben, wohl mehr Berücksichtigung verdiente. Auch mußte der Vieh- und Pferdezucht mehr Aufmerksamkeit und Pflege zugewendet werden, wenn der Anbau von Cerealien bei der Ungunst des Klimas nicht lohnend genug ausfällt.

In höchst erfreulicher Weise berührt Jeden der allgemein verbreitete Wohlthätigkeitsfönn in Reval. Dieser bethätigte sich schon im vorigen Jahrhundert durch die Gründung des Domwaisenhauses. Später wurde das Dr. Martin Luther-Waisenhaus eröffnet, das durch testamentarische Verfügung des Superintendents Mayer eine gesicherte Existenz erhielt, und auch der Hülfsverein ins Leben gerufen, welcher letztere seit vielen Decennien schon den Armen zum Heil und Segen gedient hat. Wie reichlich traten zur Zahl dieser älteren Wohlthätigkeitsanstalten in der Folge andere ähnlicher Art, welche den schönen Beweis des bei uns heimischen Geföhls der Nächstenliebe liefern!

Erhalt dich Gott, altes Reval, bei den von den Altvordern ererbten Grundsätzen, nur werde nicht zu altflug, bekämpfe ehrlich den Materialismus, sonst mußt du auch unter seiner Last seufzen. Wenn du aber schon seufzst, so ermanne dich und tritt den Grundursachen dieses argen Uebels kräftig entgegen!

Den Stamm und die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten damals die Deutschen, die mit den wenigen gebildeten russischen Brüdern in bestem Einvernehmen lebten. Der Nationalitätenschwindel war noch nicht zur Welt gebracht. Es strömten unsere Eften noch nicht in hellen Haufen vom Lande zur Stadt, und sie waren bescheiden und arbeitsam. Zwar hatten sie noch keine Gesang- und Musikvereine, zwar gaben sie noch keine öffentlichen Bälle mit französischen Tänzen, aber sie stießen auch noch nicht die Leute auf den Straßen, ohne auszuweichen. Geschaß dies, so war's nicht aus rohem Uebermuth, sondern aus natürlicher Plumpheit. Lehrlinge und Gesellen waren noch nicht halb germanisirte Corruptirer der deutschen Sprache. Mit dem

Ablegen der Nationaltracht fuhr noch nicht der Hochmuthsteufel in die Stadtesten. — Helfet, unterstützet, bildet Geist und Herz unserer Nationalen, — aber leitet sie besonnen.

Ich bin am Ende mit meiner Schilderung des alten Revals. Das neue hat im schmucken Gewande ein verändertes Aeußere, — und bei vielen Bewohnern der jetzt bedeutenden Handelsstadt ist durch den Wohlstand an Stelle der alten Gemüthlichkeit und Einfachheit, Gewinn- und Genußsucht heimisch geworden. Der Fortschritt ist die Lösung unserer Zeit. Doch möge er nie gesucht werden im Luxus oder gar im Mangel an Pietät und Religiosität, dann ist's mit guter Sitte und Sittlichkeit vorbei. Verlieren wir unseren alten Charakter nicht, halten wir, ein ächter baltischer Stamm, zusammen und lassen wir uns die humane Gesinnung und edle Sittenreinheit nie rauben. Achten wir uns gegenseitig, schätzen wir nach Gebühr auch die Verdienste der eigenen Landesfinder und arbeiten wir ehrlich am häuslichen Heerd, so findet keine Anwendung auf uns der wahre aber herbe Spruch:

Da stürzen die Menschen wild hinaus,
das Glück zu erwerben,
Und derweilen liegt's daheim zu Haus
und muß im Winkel verderben.



Im Verlage von Schnakenburg's litho- und typographischer Anstalt in Dorpat & Riga sind nachstehende Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bertram, Dr. Bilder aus dem Süden. 1869. 20 Kop.

——, Baltische Skizzen oder Fünfzig Jahre zurück. 3. Aufl. 1874. 1 Rbl. 20 Kop.

——, Martha Marzibill oder der Traum im Ulmenbaum. 30 Kop.

——, Peterslieder. 1857. 20 Kop.

——, Philosophie des guten Tons. 1869. 20 Kop.

——, Ilmjaar, eine comedia turanica. 1 Rbl. 20 Kop.

——, Dorpats Typen und Größen vor vierzig Jahren. 1868. 40 Kop.

——, Bagien. Baltische Studien und Erinnerungen. Mit 1 Karte. 1868. 1 Rbl. 30 Kop.

Dr. Bertram's Gesammelte Schriften. 1. Band. 1 Rbl. 20 Kop.

Inhalt: Bilder aus dem Süden. — Die Philosophie des guten Tons oder über Anstand in der Gesellschaft — Erzählungen im Halbdeutschen und in gebundener Rede. — Drei Dörpt'sche Bälle.

——, 2. Band. 1 Rbl. 20 Kop.

Inhalt: Ekko und Ello, oder: Die Vorsehung wacht (Baltische Skizze). — Nach Sibirien! — Der Blizjunge. (Ein estnisches Märchen.) — Die Wettersäule. — Auf schwindelnder Höh'! — Die Rixe von Pargula. (Ein Sommernachts Traum.) — Der Strabismus, oder: Erinnerungen aus dem Silwagen. — Von Stockholm nach St. Petersburg. — Episoden aus dem Kriege von 1812. — Die geheimnißvolle Rotunde. — Die dicke Frau. — Episoden aus dem Leben Triichka's des Kasboiniks. Mõni saksamaa talupoiaade nalja-sõnad. — Tõga sõna. — Plattbütsche Sprüchwörter ut ohle un nee Vöcker un ut'n Dages snack. — Nachwort zur estnischen Ausgabe.
